

6. Die Infragestellung vorherrschender Normen, oder: Anspruch auf den Status des Menschen

Kennzeichen der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ ist die Verknüpfung von gesellschaftlichen Normen und Wissenschaftlichkeit, die ihrerseits an Natur rückgebunden werden. Es wird die wissenschaftliche Definition von ‚Natur‘ aufgestellt: eine Natur des Geschlechts und eine Natur der Nation. Die Verknüpfung von Normen, Wissenschaftlichkeit und Natur bestimmt von hier an die Rede von Identität. Autoren wie Frantz Fanon und James Baldwin, der im Kontext der sich formierenden Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten steht, stellen die sozialwissenschaftliche Problematisierung gesellschaftlicher Normen vom Kopf auf die Füße, wenn sie deutlich machen, dass es vorherrschende Normen sind, die die Abwertung von Schwarzen bewirken, indem ihnen eine bestimmte Natur zugeschrieben wird. Im Zusammenhang von Dekolonisation und sozialen Bewegungen in westlichen Industrienationen wird die Machförmigkeit von Normen zum Gegenstand der Auseinandersetzung.

Mit der Thematisierung von Identität wird im Zusammenhang der Bürgerrechtsbewegungen bzw. sozialen Bewegungen in den Vereinigten Staaten und in den antikolonialen Befreiungsbewegungen der Status des Menschen eingefordert und der Anspruch erhoben, seine Definition neu zu bestimmen. Der relativ neue Begriff der Identität wurde von Baldwin – ungefähr zeitgleich mit Eriksons ersten Publikationen, in denen Identität thematisiert wird – u. a. in diesem Sinne gebraucht. Gegen die Zuschreibung einer Natur wird mit der Thematisierung von Identität Definitionsmacht beansprucht. Im Folgenden wird an Texten aus sozialen

Bewegungen in den USA aufgezeigt, auf welche Weise auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ mit der Thematisierung von Identität Wissenschaftlichkeit auch *gegen* die Zuschreibung einer Natur eingesetzt wird.

Dabei ist für die Schwelle der Wissenschaftlichkeit charakteristisch, dass mit der Konzeption von Identität die Erweiterung der Definition des Menschen in Aussicht gestellt ist: Anders als auf der Schwelle der Epistemologisierung, wo die Differenz zwischen Tier und Mensch eine Voraussetzung für die Konzeption des Selbst ist, indem Frauen, „Primitive“ und Kinder diese Differenz markieren, macht die Schwelle der Wissenschaftlichkeit aus, dass ihre Einbeziehung in die Definition des Menschen impliziert ist. Was auf diese Weise in einem sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ hergestellt wird, *sind gesellschaftliche Hierarchiedifferenzen als Differenzen im Verhältnis zur Definition des Menschen*. Wenn die Figur des Selbst auf der Schwelle der Epistemologisierung in einer Definition des Menschen aufgrund der Differenz zum Tier begründet ist, so kennzeichnet die Figur der Identität eine Definition des Menschen, die sich auf die Integration dieser Differenzen stützt. Es ist diese Aussicht auf Integration in die Definition des Menschen, die die Problematisierungsweise von Identität bei James Baldwin, Betty Friedan u. a. AutorInnen aus dem Umfeld von Bürgerrechtsbewegung und Frauenbewegung motiviert. Die Frage, um die es dabei im Folgenden gehen wird, ist: Inwiefern unterscheiden sich Problematisierungsweisen von Identität von AutorInnen, die den in diesem Zeitraum entstehenden sozialen Bewegungen zugeordnet werden können, von den Problematisierungen von Identität in (sozial-)wissenschaftlichen Spezialdiskursen? Inwiefern gleichen sich die Problematisierungsweisen von Identität? Wie werden die bisher herausgearbeiteten diskurstragenden Kategorien hervorgebracht?

6.1 Fanons Kritik an Weißer Normativität

Frantz Fanon war ein Autor der antikolonialen Befreiungsbewegungen, in denen er vor allem in Algerien aktiv mitwirkte. Er beschreibt die Bedeutung der dualistischen Rassenkonstruktionen von „Weißheit“ und „Schwarzheit“¹ bei der Herstellung sozialer Wirklichkeit. Die Auswirkungen der Kolonialherrschaft und rassistischer Herrschaftsverhältnisse in der Psychiatrie sind der Ausgangspunkt von Fanons Analysen. Fanon,

1 So lautet Eva Moldenhauers Übersetzung für *blancheur* – Weiße, und *noirceur* – Schwarze, auch Verworfenheit und Bosheit (Pons Kompaktwörterbuch 1979/1985) in Fanons *Peau noire, masques blancs* von 1953.

der in den 1950er Jahren in Algerien als Psychiater tätig war, zeigt, wie die Abwertung von Schwarzen aufgrund von Weißer Normativität die Ausbildung eines „Ich“ erschwert, wenn nicht sogar verhindert.² Im Unterschied zur sozialpsychologischen Identitätstheorie Erik H. Eriksons oder George H. Meads Theorie des Selbst, im Unterschied auch zu den anderen Texten, die zur Rekonstruktion des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ herangezogen wurden, begründet gesellschaftliche Ordnung bei Fanon nicht die Möglichkeit von Identitätsausbildung. Vielmehr zeigt Fanon, dass Weiße Normativität pathologisierend wirkt. Anders als Erikson in seiner Identitätstheorie postuliert, kann von „sozialer Organisation“ nicht als einer Struktur gesprochen werden, die „zuerst gewährt“.³ Vielmehr macht Weiße Normativität, die in einem durch Kolonialherrschaft geprägten historisch gesellschaftlichen Kontext „soziale Organisation“ bestimmt, die Ausbildung von Identität im Sinne Eriksons unmöglich. Fanons Analyse kehrt also die Verhältnisse um, indem er aufzeigt, dass die Benachteiligung von Schwarzen weder auf das „Wesen“ von Schwarzen noch auf funktional begründete Machtunterschiede zurückzuführen sei, sondern auf die Abwertung von Schwarzen in der spezifischen gesellschaftlichen und symbolischen Ordnung des Kolonialismus, die die Privilegierung von Weißen begründet. In der vorliegenden Arbeit wird Fanons Thematisierung von rassistischen Normen, die hier als Weiße Normativität analysiert werden, in den Mittelpunkt gestellt. Die breite Rezeptionsgeschichte von Fanons Arbeiten ist nicht Inhalt dieser Darstellung.⁴

Der Schwarze und der Status des Menschen

An den Anfang des 1953 erschienenen Buches *Peau noir, masques blancs* stellt Fanon die Aussage, „[...] daß der Schwarze kein Mensch ist“ (1980: 7).⁵ Wenn Fanon behauptet, dass der „wahre Mensch [...] weiß“ sei (ebd.: 13), dann um aufzuzeigen, dass der Weiße den Status des Menschen beansprucht, da er für das Allgemeine steht. Der Schwarze hingegen ist besonders: „Der Schwarze ist ein schwarzer Mensch“,

-
- 2 Zu Fanons Wirken als Psychiater in der Geschichte „kolonialer Psychiatrie“ vgl. Vergès (1996a); (1996b); Cherki (2002 [2000]: 95 ff.); vgl. a. Kerner (im Erscheinen).
 - 3 Erikson (1959: 20); Übersetzung I. J.
 - 4 Vgl. zu der Rezeptionsgeschichte Fanons z. B. Wolter (2001), der auch einen Überblick zur deutschen Rezeption gibt, und Hall (1996b).
 - 5 *Peau noir, masques blancs* war zunächst von Fanon als Dissertation eingereicht worden. Nachdem sie abgelehnt worden war, machte er 1951 mit einer anderen Arbeit den Abschluss zum Doktor der Medizin. 1953 erscheint der Text als Buch (vgl. Cherki 2002 [2000]: 39 ff.). Die Zitate sind alle aus der deutschen Ausgabe von 1980.

der „sich in seinem Universum eingerichtet“ hat, so Fanon (ebd.: 8). Während der Weiße das Universale repräsentiert, ist der Schwarze in seinem Universum gefangen. Fanons Analyse der Herstellung von Rassenkonstruktionen bezieht sich auf die symbolische Ordnung, die in der vorliegenden Arbeit im Sinne von Normen, die spezifische Machtverhältnisse begründen, analysiert wird. Insofern kann Fanons Beschreibung als Analyse der Wirkungsweise von Normen, durch die Weiße und Weißsein privilegiert werden, ausgemacht werden. Wenn diese Form von Normen, die im weitesten Sinn auf den Körper gerichtet sind, als Weiße Normativität gefasst werden, kann als Normalisierung die Homogenisierung sozialer AkteurInnen definiert werden, indem sie gleichermaßen bestimmten Normen unterworfen werden. In Bezug zu Weißer Normativität kann Normalisierung dann als Verallgemeinerung von Rassenkonstruktionen analysiert werden, durch die Weiße ihren Status als Herrschende begründen.

Homi Bhabhas Lesart von Fanons Rassismustheorie in *Peau noire, masques blancs*, stellt die Leugnung der „Differenz im Symbolischen“ in den Mittelpunkt, die Rassenkonstruktionen ermögliche. Bhabha zufolge ist in dem Bild von der Inkongruenz von „Schwarzer Haut“ und „Weißen Masken“ das Problem gefasst, dass die „Leugnung des Spiels von Differenz“ für die „Repräsentation des Subjekts in Bezeichnungen von psychischen und sozialen Beziehungen“ zur Folge habe (1983: 27). Demnach sei der Widerspruch Haut/Masken nicht auf eine „falsche Repräsentation“ des Subjekts zurückzuführen, sondern die Problematik des Rassismus in der *Fixierung von Repräsentationsformen* im Stereotyp. Bhabha zufolge stellt Fanon diese Widersprüche und Ambivalenzen von Stereotypenbildung als Funktionsweise des Rassismus heraus und impliziert eine Theorie vom gespaltenen Subjekt im Sinne Lacans.⁶

Fanons Analyse des Herrschaftsverhältnisses durch Rassenkonstruktionen kann auf den hier rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ bezogen werden, insofern er den Mechanismus aufzeigt, durch den ein Hierarchieverhältnis auf die Unterscheidung zwischen Allgemeinem und Besonderem gestützt wird. Fanon untersucht die Bedeutungen, die die Zuschreibung zu „Weiß“ als Schönheit und Tugend kennzeichnen,, „Weiß“ sei „die Farbe des Tages“. Dem entgegengesetzt sind die Bedeutungen von „Schwarz“, das die Welt, die Erde und den Kosmos repräsentiere: „Wenn ich schwarz bin, so [...] weil ich, meine Haut hinhaltend, alle kosmischen Ströme aufzufangen vermochte“ (ebd.: 33). Die Reduktion eines sozialen Ak-

6 Bhabhas englische Herausgabe von Fanons *Peau noire, masques blancs* von 1986, in dem er das Vorwort verfasste, gilt als wegweisend für eine „postkoloniale“ Rezeption Fanons.

teurs auf die Hautfarbe, die mit der Zuschreibung zu „Schwarz“ einhergehe, bedeutet, zum Objekt gemacht zu werden.⁷ Als „Schwarzer“ repräsentiert ein sozialer Akteur die Welt und den Kosmos für den „Weißen“, der auf diese Weise zum Subjekt wird als Mensch. An anderer Stelle ist davon die Rede, dass dieser Prozess der Kolonisierung Kolonisierte zum Ding macht, sie „vertiert“, kurz, sie „entmenschlicht“ (Fanon 1981 [1961]: 30 ff.). Der Schwarze wird zur Verkörperung des Irrationalen, das vom Weißen beherrscht werden muss und zum Objekt wissenschaftlicher Untersuchung wie des Begehrens wird:

„Ich vermähle mich mit der Welt! Ich bin die Welt. Der Weiße hat diese magische Substitution nie begriffen. Der Weiße will die Welt; er will sie für sich allein. Er entdeckt sich als der prädestinierte Herr dieser Welt. Er unterjocht sie. Zwischen ihm und der Welt stellt sich ein aneignendes Verhältnis her. [...] Als Magier raube ich dem Weißen ‚eine bestimmte Welt‘, die für ihn und die seinen verloren ist. [...] Das Wesen der Welt war mein Besitz. Zwischen mir und der Welt entstand ein Verhältnis der Koexistenz. Ich hatte das ursprüngliche Eine wiedergefunden. Meine ‚tönenden Hände‘ verschlangen die hysterische Gurgel der Welt. Der Weiße hatte den schmerzlichen Eindruck, daß ich ihm entglitt und daß ich etwas mit mir nahm. Er durchwühlte meine Taschen. Stieß die Sonde in die am wenigsten ausgeprägten Gehirnwindungen. Überall fand er Bekanntes. Folglich besaß ich ein Geheimnis.“ (Fanon 1980 [1953]: 83 f.)

Die Objektivierung von Schwarzen bedeutet ihre Negierung, so Fanon.

„Minderwertigkeitsgefühl? Nein, Gefühl der Nichtexistenz. [...] Der Neger ist ein Spielzeug in den Händen der Weißen; um diesen Teufelskreis zu durchbrechen, explodiert er. Ich kann nicht ins Kino gehen, ohne mir selbst zu begegnen. Ich warte auf mich. In der Pause, kurz vor dem Hauptfilm, warte ich auf mich. Ein Neger-Groom wird auftreten. Das Herz verdreht mir den Kopf.“ (Ebd.: 90 f.)

Schwarze werden zur „Natur“: „[...] mit dem Neger der Zyklus des Biologischen beginnt“ (ebd.: 103; Hervorhebung i. O.). Dabei versichern sich Weiße und Kolonialisten durch diese Instrumentalisierung ihres Menschseins, wenn Kolonisierte „die natürliche Kulisse für die An-

7 In ihrer Untersuchung von Rassismuserfahrungen Schwarzer Frauen in der BRD, die sich auf Fanons Analysen stützt, macht Ferreira auf den Zusammenhang von Objektivierung und Kontrolle von Schwarzen durch Weiße aufmerksam (2004). Sie stellt das auch als Effekt von Normierung heraus (ebd.: 158).

wesenheit des Menschen“ darstellen (1981 [1961]: 211). Als eine weitere Form der Objektivierung analysiert Fanon Sexualisierung:

„[...] gewahrt man nicht mehr den Neger, sondern sein Glied: der Neger ist verschwunden. Er ist zum Glied geworden. Er *ist* Penis. [...] Für den Weißen ist der Neger ein Tier; wenn nicht die Länge des Penis, dann ist es die sexuelle Potenz, die ihn bestürzt. Und gegen diesen ‚Unterschied zu ihm‘ muß er sich zur Wehr setzen. Das heißt, den Anderen charakterisieren. Der Andere wird zum Träger seiner Gedanken und Wünsche.“ (1980 [1953]: 107; Hervorhebung i. O.)

Der Schwarze *ist*, er verkörpert, dieses Zeichen für den Weißen. Dieser Bezeichnungsprozess ist demjenigen vergleichbar, der in Eriksons Texten untersucht wurde: AfroamerikanerInnen und Idigene *sind* Identität, für diejenigen, die Identität haben. Auch eine Beschreibung der Wirkungsweise einer allgemein anerkannten Norm des Weißseins gibt Fanon: „Ringsum der Weiße, oben reißt sich der Himmel den Nabel aus, die Erde knirscht unter meinen Füßen, und ein weißes, weißes Lied. Das viele Weiß, das mich ausbrennt ...“ (ebd.: 74).

Ein Effekt der Objektivierung ist, dass Schwarze als Einzelne verantwortlich gemacht werden für alle derart Markierten. Klassifiziert zu werden durch die Zuschreibung einer (nicht-weißen) Hautfarbe bedeutet, nicht nur in den eigenen Körper eingeschlossen zu werden, sondern auch in eine Gemeinschaft der Markierten eingeschlossen zu werden. Für Schwarze als Objekte dieser Zuschreibungen bedeutet es, das Selbstbild aus jenen Mythen und Bildern, die dieser „manichäischen Weltsicht“ zugrundeliegen, „auf sich zu nehmen“ (ebd.: 74), um ein „psychologisches Ich [zu] konstruieren“ (ebd.: 73). Dass Schwarze den „objektiven Blick“ auf sich selbst richten, d. h. Weiße Normen verinnerlichen, führt aber nicht zur Ausbildung von Identität. Vielmehr verletzt Weiße Normativität den Körper: „Wörter zerrissen mir das Trommelfell“ (ebd.: 72). „Mein Körper kam ausgewalzt, zerteilt, geflickt zu mir zurück“ (ebd.: 74). Die Mystifizierung von Schwarzen trägt demnach zur Zerstückelung bei, nicht zur Kohärenz und Einheit von Identität. Anders als die erörterten Identitätstheorien postulieren, ist die „Identität von Identitäten“ (Erikson), die Synthese von Ich-Identität und Gruppenidentität in der Ich-Identität, für Schwarze destruktiv, wenn eine symbolische Ordnung der Weißen Normen verinnerlicht wird. Die Verinnerlichung des sozialen Objekts, des verallgemeinerten Anderen, repräsentiert im *me* – bei G. H. Mead eine Voraussetzung für die Ausbildung des Selbst – ist für Schwarze destruktiv, da auf diese Weise eine symbolische Ordnung verinnerlicht wird, die darauf basiert, Schwarze auf den

Status eines Objekts zu reduzieren. Fanons Kritik an der Psychiatrie und der psychiatrischen Praxis zielt auf genau diesen Zusammenhang, wenn er die Schwierigkeit – geradezu Unmöglichkeit – herausstellt, „einen Kolonisierten korrekt zu ‚heilen‘, das heißt, ihn in einem sozialen Milieu kolonialen Typs durch und durch homogen zu machen“ (1981 [1961]: 210).

Eine manichäische Weltansicht

Fanons Analyse der Erfahrungen Schwarzer in einer von Weißen beherrschten Welt ist auch eine Abhandlung über die Machtförmigkeit von Normen. Es ist eine Kritik an der sozialwissenschaftlichen oder sozialtheoretischen Konzeption, der zufolge sich Normen aufgrund ihrer Rationalität oder Funktionalität als allgemein anerkannte oder gar universale Normen durchsetzen. Fanon zeigt auf, auf welche Weise ein im Kolonialismus begründetes Herrschaftsverhältnis diskursiviert wird, d. h. wie eine „manichäische Weltansicht“ gesellschaftliche Institutionen und Kategorien der Wahrnehmung und des Denkens formt. Als allgemein anerkannte Norm organisiert sie die Wahrnehmung und das Denken sozialer AkteurInnen sowie die sozialen Interaktionen. Kolonialismus ist Gewalt, so Fanon Analyse (1981 [1961]: 29; 51), und es ist Gewalt, die unter der Kolonialherrschaft den gesellschaftlichen Austausch regelt.

Fanon beschreibt die Einteilung der Welt entsprechend einer dichotomen Differenz von „schwarz“ und „weiß“ als „véritable conception manichéiste du monde“ (1953: 36), als Manichäismus (1981: 35). Wie weiter oben dargestellt, begründen diese Zuschreibungen ein Herrschaftsverhältnis zwischen Schwarzen und Weißen. Dabei werden Schwarze als Objekt konstituiert (1980 [1953]: 73), indem der Blick des Anderen – der „weiße Blick“ (ebd.: 72) – zum „objektiven Blick“ wird (ebd.: 73). Er begründet eine Norm über die allgemein anerkannte Sichtweise auf die Welt. Fanons Ausführungen eröffnen eine Perspektive auf vorherrschende Normen, nach der diese nicht aufgrund ihrer Rationalität oder aufgrund eines Entwicklungsfortschritts (bzw. aufgrund von Fortschrittlichkeit) zu allgemein anerkannten Normen werden, sondern aufgrund eines im Kolonialismus begründeten Herrschaftsverhältnisses. Bestimmte Normen zu allgemein anerkannten Normen zu machen, erfordert eine privilegierte und dominante Position in einer hierarchisch strukturierten Ordnung.

Fanons Analyse beinhaltet eine weitere Implikation. Die Differenz zwischen Metropole und Kolonie kennzeichnet nicht nur zwei Pole einer hierarchisch strukturierten Ordnung, sondern auch eine Hierarchie der Normsysteme. Dass Schwarze „zwei verschiedene Bezugssysteme“

haben (1980 [1953]: 72), bedeutet auch, dass es sich um zwei Wertigkeiten handelt. Wenn Fanon, auf eine Schilderung Césaires Bezug nehmend, die Ankunft eines Schwarzen aus der Kolonie in Frankreich mit dem „Eintritt in der Gesellschaft“ vergleicht (ebd.: 16), wird deutlich, dass der Unterschied zwischen den zwei Normsystemen der Kolonie und der Kolonialmacht einer Differenz von „außerhalb“ und „innerhalb“ von Gesellschaft gleichkommt. Anders gesagt, wenn der Eintritt in das Bezugssystem der Kolonialmacht einem Eintritt in die Gesellschaft gleicht, dann scheinen Schwarze sich davor nicht nur außerhalb der Gesellschaft der Kolonialmacht befunden zu haben, sondern auch außerhalb von Gesellschaftlichkeit an sich. Bringt man diese Darstellung Fanons in Bezug zu Eriksons Darstellung, wonach die Diskontinuität der Milieus, d. h. der Wechsel von einem Milieu der afroamerikanischen Familie zur Weissen Mehrheitsgesellschaft und ihren Normen, die Ursache für eine fehlende oder unvollständige Identitätsentwicklung sei,⁸ ergibt sich eine andere Lesart von Eriksons Text. Dann erweist sich weniger eine fehlende Identitätsentwicklung als Problem, sondern die Voraussetzung für Identitätsentwicklung: die Normen einer sozialen Ordnung zu verinnerlichen, in denen Schwarze auf eine abgewertete soziale Position festgelegt sind. Problematisch ist nicht die Diskontinuität der Normsysteme, sondern die Notwendigkeit, eine Identität – d. h. Kohärenz und Konstanz – mit einem Normsystem herstellen zu müssen, in dem Schwarze abgewertet sind: nicht *Diskontinuität* zwischen Normsystemen, sondern die *Hierarchie* der Normsysteme erweist sich als problematisch. Hergestellt wird diese Hierarchie, indem das Bezugssystem der Kolonien als außerhalb von Gesellschaftlichkeit definiert wird.

In einer weiteren Hinsicht ist die Gesellschaftlichkeit von Schwarzen in Frage gestellt. Dass Schwarze zum Objekt gemacht werden, bedeutet, dass ihnen der Subjektstatus abgesprochen wird. Das bringt es mit sich, so Fanon, dass Weiße auch soziale Interaktionen mit Schwarzen verweigern. Schwarzen den Status des Menschen abzuerkennen, disqualifiziert sie für soziale Interaktion mit Weißen. Da soziale Interaktion offenbar die Interaktion „von Mensch zu Mensch“ ausmacht, wird die Interaktion verunmöglicht, wenn Schwarze als Differenz des Menschseins entworfen sind.

„In der Eisenbahn ging es nicht mehr um eine Erkenntnis meines Körpers in der dritten Person, sondern in der dreifachen Person. [...] Ich existierte dreifach: ich nahm Platz ein. Ich ging auf den anderen zu ..., und der andere verflüchtigte sich, feindselig, aber nicht greifbar, durchsichtig, abwesend. Der Ekel ...

8 Vgl. 5.3.

[...] Dabei wollte ich ganz einfach ein Mensch unter Menschen sein.“ (1980 [1953]: 73)

„Die weiße, einzig ehrbare Welt verweigerte mir jede Mitwirkung.“ (Ebd.: 75)

Zusammenfassend können folgende Mechanismen einer rassistischen symbolischen Ordnung aus Fanons Untersuchung genannt werden. Weiße Normativität bedeutet den Selbstentwurf von Weißen als Menschen in Abgrenzung zu Schwarzen. Darüber hinaus werden so bestimmte gesellschaftlichen Normen – die Normen der Kolonialmacht, der „Metropole“ – als rationale, fortschrittliche Normen der „Zivilisation“ im Sinne von allgemein anerkannten Normen definiert. Die Hierarchie zwischen Normsystemen, die so hergestellt wird, bestimmt außerdem die Definition von Gesellschaftlichkeit oder von gesellschaftsbegründendem Handeln als Interaktion zwischen Weißen. Schließlich bedeutet Weiße Normativität offenbar, Gesellschaftlichkeit mit einer Norm der Kohärenz und Konstanz zu verknüpfen: Wenn nur Interaktionen zwischen Weißen als Menschen als soziale Interaktionen gelten können, dann bedeutet das nicht nur den Ausschluss von Schwarzen aus dieser Gesellschaftlichkeit, sondern auch die Prämisse von Homogenität für die Definition von Gesellschaftlichkeit. Was dieser Norm der Homogenität widerspricht, gilt folglich als außerhalb von Gesellschaftlichkeit und als außerhalb des Status des Menschen.

Selbstbezeichnung

Fanons Analyse der Objektivierung Schwarzer veranlasst ihn zu ihrer Umkehrung, eine politische Strategie, die von sozialen Bewegungen aufgegriffen und erfolgreich angewendet werden sollte. Aus der Ablehnung der Fremdbezeichnung „Neger“ entsteht die Selbstbezeichnung „Schwarzer“: „[...] beschloß ich, mich als SCHWARZER durchzusetzen. Da der andere zögerte, mich anzuerkennen, blieb nur eine Lösung: mich bekannt zu machen“ (1980 [1953]: 75). Gleichzeitig macht er auf die Problematik aufmerksam, dass nur Bezeichnungen zur Verfügung stehen, die aus der Geschichte der Kolonialherrschaft hervorgegangen sind. In der Auseinandersetzung mit kolonisierten Intellektuellen und Schriftstellern und ihren Bemühungen, eine nationale „Kultur zu schaffen“, stellt er heraus, dass sie „Techniken und eine Sprache benutz[en], die dem Okkupanten entliehen sind“ (ebd.: 189). Die Schriftsteller, die sich der *Négritude*⁹ zurechnen, wiederholen die „Rassisierung des Den-

9 *Négritude* wurde als Begriff 1939 von Aimée Césaire begründet und bezeichnet „das neue kulturelle Selbstbewußtsein der Afrikaner und Afroamerikaner“, die Aufwertung afrikanischer Kulturtraditionen in der Ausein-

kens“, die im Kolonialismus begründet ist, so Fanon (ebd.: 179 ff.). Fanon setzt sich kritisch ab von Versuchen, etwa eines Autors wie Senghor, eine „märchenhafte Negerkultur“, „Rhythmus“ und das „Irrationale“ zu repräsentieren (ebd.: 80 f.).

Es ist aufschlussreich, dass Fanon auf die gleichen Topoi rekurriert, wie sie in der sozialwissenschaftlichen Rede vom „autonomen Subjekt“ ausgemacht wurden, nämlich als Argumentationsfigur „Identität“ gegen „Krise“¹⁰. Wenn die Mystifizierung und Entfremdung durch die Kolonialherrschaft im Sinne von Widersprüchen, Partikularismen, Synkretismus, im Sinne der Existenz „ohne Grenzen“, als „Heimatlose, Nicht-Verwurzelte“, dem Prozess der Nationenbildung entgegengesetzt wird, durch den „Fruchtbarkeit, Homogenität und Dichte“ zu erlangen sei (1981 [1961]: 184 ff.), so ist darin die Argumentationsfigur „Identität“ gegen „Krise“ zu erkennen, die die diskurstragende Kategorie Einheit strukturiert. Aus diesem Grund können diese Texte Fanons einem sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ zugerechnet werden. Im Unterschied etwa zu Erikson, geht es Fanon allerdings nicht darum, eine bestehende gesellschaftliche Ordnung und die Normen, die sie ausmachen, als wissenschaftlich begründbar hervorzubringen. Vielmehr müsse die bestehende gesellschaftliche Ordnung als ein Vermächtnis der Kolonialherrschaft umgeworfen werden. Fanon entwickelt demnach eine Revolutionstheorie: wenn für die soweit rekonstruierten Identitätstheorien festgestellt werden kann, dass es sich um Problematisierungsweisen gesellschaftlicher Ordnung handelt, dann kann bei Fanon eine Problematisierung der Norm als Form der Macht analysiert werden.

Der Kampf mit dem kolonialen Vermächtnis wird in eine dialektische Entwicklung des „kolonisierten Intellektuellen“ und Schriftstellers – und letztlich der Nation – eingebunden. Insofern wird auf die diskurstragende Kategorie Entwicklung des rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ zurückgegriffen. Als Entwicklungsstufe in einer dialektischen Entwicklung vom Zustand der „kulturellen Selbstentfremdung“ des Kolonisierten (1981 [1961]: 178; 184 f.) zur „kulturellen Einheit Afrikas“ (ebd.: 199), ist die Schaffung einer „nationalen Kultur“ eine Phase. Über eine „erste Phase“, in der „die Kultur des Okkupanten assimiliert wird“, eine „zweite Phase“, in der das „vollständige Aufgehen in der autochtonen Tradition“ erfolge,

andersetzung mit dem Kolonialismus und der Hegemonie europäischer kultureller Traditionen. Als bedeutender Zeitraum der *Négritude* gilt die Zeit von 1939 bis 1948. Autoren, die für diese Literatur stehen, sind neben A. Césaire, L. S. Senghor und L. Damas. Spätestens seit den 1970er Jahren wird sie als umstritten betrachtet. (Wilpert 1989: 617).

10 Vgl. 5.1.

bis hin zur „dritten Phase“, in der der kolonisierte Intellektuelle „revolutionäre“ und „nationale Literatur“ schafft. Fanon verknüpft hier dialektische Entwicklung mit „Nation“. Die dialektische Entwicklung, die auf die Erfindung des „totalen Menschen“ hinausläuft, und darauf, „das Problem des Menschen auf eine unvergleichlich höhere Stufe zu heben“ (1981 [1961]: 264 f.), ist ein Gegenentwurf zu Entwicklungsmodellen abendländischer Provenienz. Angefangen bei Hegels dialektischer Entwicklung zum absoluten Geist, über Darwins Entwicklungsleiter vom Tier zum Menschen bis hin zu den medizinischen, anthropologischen Theorien und Handleitungen, die die Überlegenheit von EuropäerInnen, bzw. von Weißen, wissenschaftlich zu begründen trachten.¹¹ Der Rekurs auf die Techniken und die Sprache des Kolonialismus stellt in dieser Entwicklungsgeschichte nur eine zu überwindende Entwicklungsstufe dar. Der Anspruch auf das Ganze, das Universale, bringt zwar eine andere Bestimmung des Allgemeinen mit sich und hat die Unterminierung europäischer – kolonialer und Weißer – Definitionsmacht zur Konsequenz. Da es Fanon allerdings um nichts weniger geht, als „die Frage des Menschen wieder auf[zunehmen]“ (ebd.), schreibt er sein Vorhaben in die gleiche Logik ein, die als eine Ursache für die Abwertung von Schwarzen analysiert worden war: die Bestimmung des Allgemeinen war auch als Mechanismus zur Schaffung von Herrschaftsverhältnissen ausgemacht worden, indem Rassenkonstruktionen und soziale Ungleichheit in dem Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem begründet wurden.

Neben der Argumentationsfigur „Identität“ gegen „Krise“, die die diskurstragende Kategorie „Einheit“ strukturiert, und der diskurstragenden Kategorie „Entwicklung“ erfolgt auch ein Zugriff auf die diskurstragende Kategorie „Sprache“ oder „Normen“. Dabei wird einer funktional definierten Konzeption von Macht, die für die hier analysierten Theorien des Selbst und der Identität ausgemacht worden war, eine Konzeption

11 Fanon setzt sich mit der nordafrikanischen Psychiatrie (die er „nordafrikanische Schule“ nennt) auseinander. Er referiert Arbeiten des Psychiaters A. Porot, der 1918 die Triebhaftigkeit, Infantilität, bzw. die Abwesenheit eines „Innenlebens“ bei „dem“ Algerier behauptete. 1935 und 1939 suchte er dies mit der neuerlichen Behauptung zu begründen, es handle sich dabei um eine im Gehirn lokalisierte Anlage. Nordafrikaner werden dabei aus der Biologie des Menschen hinausdefiniert, indem ihnen eine für Tiere charakteristische Funktionsweise des Gehirns angediehen wird. Neu aufgelegt wurde diese Lehre von einem weiteren Psychiater, Carothers, der als Experte der Weltgesundheitsorganisation 1954 noch die Auffassung vertrat, „alle Eigenheiten der afrikanischen Psychiatrie können auf die Trägheit des Stirnhirns zurückgeführt werden“ (Fanon 1981: 250 ff.; Zitat Carothers S. 252).

von Macht als Herrschaftsverhältnis entgegengestellt. Wenn für den rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ Norm als horizontales Machtverhältnis entworfen ist, basierend auf einem universalistischen Prinzip und Entwicklungslogik, stellt Fanon dem die Beschreibung von Weißer Normativität entgegen, die sozial strukturierend wirkt: Das Distanzverhältnis zu einer als allgemein anerkannten Norm bestimmt eine soziale Position in einem hierarchisch strukturierten sozialen Raum. Als „normierende Wirkung“ ist oben definiert worden: *erstens* die Bestimmung einer Norm sowie von Objekten, die ihr unterworfen werden sollen, *zweitens* die Definition von sozialen Positionen entsprechend dem Distanzverhältnis zu dieser Norm – aufgrund des Entwurfs von Norm als horizontalem Machtverhältnis zwischen einem Zentrum und seinen Rändern. *Drittens* war, daraus folgend, normierende Wirkung als Effekt beschrieben worden, strukturelle Differenzen als vertikale Differenzen zu (re-)produzieren, während sie als solche von einem horizontalen Machtverhältnis verdeckt sind.¹²

Fanons Untersuchung des Kolonialismus als Herrschaftsverhältnis kann in diesem Sinne analysiert werden. Eine These dieser Arbeit ist, dass die Dekolonisationen seit dem Zweiten Weltkrieg und das Aufkommen sozialer Bewegungen in westlichen Industrienationen die Problematisierung von Normen in ihrer Machtförmigkeit ermöglichten. Diese Macht, die sich auf den Körper richtet wie auf die Bevölkerung, wurde zum Gegenstand der Auseinandersetzung und wurde in ihren Wirkungsweisen hinterfragt. Es wurde aufgezeigt, dass es sich dabei um eine verallgemeinernde Form von Macht handelt. Dass sie sich auf den Körper bezieht, ist die Wirkungsweise der Normalisierungsmacht, bedeutet aber nicht, dass sie partikular oder lediglich subjektiv sei. Ein Ergebnis dieser sozialpolitischen Bewegungen ist, dass die Norm als objektive Form der Macht analysiert wurde. Eine Kritik, wie sie bis heute formuliert wird, diese Machtanalysen verfehlten den objektiven Charakter von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, verkennt die verallgemeinernde und vereinheitlichende Funktion der Normalisierungsmacht.¹³

12 Vgl. 5.3.

13 In diesem Sinne ist z. B. Wolters Kritik an Fanon. Als „Vermittlung eines ‚manichäischen‘ und auf personalisierter Ebene verstandenen Herrschaftsverhältnisses zwischen Kolonisator und Kolonisiertem“, werde der „abstrakte Charakter der kolonialen Gewalt als Durchsetzung verallgemeinerter warenkapitalistischer Verhältnisse“ verfehlt (2001: 106). Fanons „Subjekt der Befreiung“ bleibe nicht nur abendländischen Denktraditionen verhaftet, sondern vollziehe darüber hinaus

Fanons Theorie und der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt“

Die Selbstbezeichnung, die Fanon vorschlägt, steht in dem Dilemma, auf eine Sprache und Konzepte angewiesen zu sein, die gleichzeitig die Unterwerfung der Bezeichneten bedingt. Der Gefahr, die „Rassisierung des Denkens“ in der Mythologisierung einer vorkolonialen Geschichte zu reproduzieren, wird die Nationenbildung als historisierender Prozess entgegengesetzt: die „nationale Realität“ als der „Aktualität“ (1981 [1961]: 190 f.) und materiellen Notwendigkeiten verpflichtet (ebd.: 197), im Unterschied zur Rückwärtsgewandtheit und mythologisierenden Konstruktion einer nationalen Kultur. Dass Fanon auf die Konzeption der Nation zurückgreift, macht deutlich, in welchem Ausmaß „Nation“ als Erklärungsprinzip und politische Form in den 1950er Jahren an Bedeutung gewonnen hat, wenn es als analytische Kategorie und Instrument zur Beschreibung sozialer Phänomene¹⁴ sowie als organisierendes Moment für sozialpolitische Bewegung aufgegriffen wird. Wenn es Fanon auch darum geht, Gegenwartsbezug im Unterschied zur Verherrlichung einer phantasmatischen Vergangenheit zu betonen, so ist doch bemerkenswert, dass er auf die Konzeption von „Nation“ als organisierendes Moment sowie als historisierenden Faktor zurückgreift, der gegen die Rassenkonstruktionen von Kolonialisten und in europäischen Denktraditionen gerichtet wird. Die Ablehnung eines Rückbezugs zu einer vorkolonialen nationalen Kultur sowie die Kritik am Bemühen von kolonisierten Intellektuellen, sich auf die Herstellung einer nationalen Kultur zu beschränken, führt bei Fanon nicht zur Ablehnung der Konstruktion von Nation, sondern zur Definition von *nationalen Befreiungskämpfen* als gegenwartsbezogen und materiellen Bedingungen verpflichtet.

Die Thematisierung von Entfremdung und Widersprüchen, die in einer Einheit aufgehoben werden sollen, ist in hegelianischer Dialektik begründet (vgl. Wolter 2001: 71-76; Judy 1996). Bei Fanon steht Entfremdung für die koloniale Herrschaft, durch die sowohl Schwarze als auch Weiße „mystifiziert“ werden. Damit ist die Idee von einer ursprünglicheren oder wahrhaftigeren Existenz, die durch die Kolonial-

eine „Ontologisierung der Gewalt“, indem der „Vermittlungscharakter kolonialer Gewalt nicht als selbst wieder über den Tauschwert vermitteltes Verhältnis zur Warenproduktion im Weltmaßstab“ begriffen werde (ebd.).

14 Die Herausbildung eines wissenschaftlichen Feldes der „national-character studies“ in den Vereinigten Staaten sind ein Indiz für die Bemühungen, die Konzeption der „Nation“ in Form einer analytischen Kategorie zu verwissenschaftlichen, vgl. hierzu 5.1.

herrschaft zerstört und verhindert wird, verbunden. Zwar scheint die „Nation“ in *Les damnés de la terre* zuweilen diesen Platz zu besetzen. Fanon schreibt ihr durchaus Wahrheitswirkung zu, etwa indem sie als teleologische Bestimmung entworfen wird.¹⁵ Fanon postuliert nationale Erfahrung oder Kultur allerdings im Sinne von historisch spezifischer Erfahrung, um sie gegenüber einer Kultur der *Négritude* abzugrenzen, die er an anderer Stelle auch als „kontinental“ und „mystifiziert“ bezeichnet, und die doch jene „bemerkenswert rassisierten kulturellen Erscheinungen“ reproduziert, die ein Ergebnis des Kolonialismus sind (1981 [1961]: 183 f.).

Fanon schafft aber auch etwas Neues, indem er eine dialektische Entwicklung, und damit eine Hegelsche und Marxsche Argumentationsfigur, zur Grundlage einer psychologischen Theorie macht und mit dem Konzept der „Nation“ verknüpft. Dass Fanons Theorie durch die Argumentationsfigur Identität gegen Krise organisiert wird – ein Gegensatzpaar, das als strukturierend für die diskurstragende Kategorie Einheit eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ ausgemacht wurde – weist sie als konstitutiv für diesen Diskurs aus: Fanons Theorie trägt auch zur Formierung dieses Diskurses bei. Das Vermächtnis seiner Revolutionstheorie liegt darin, dass sie als Fundament eines Herrschaftsverhältnisses herausstellt, was als abendländischer Rationalität verpflichtet gilt: die Norm. Fanons Untersuchung der „manichäischen Weltsicht“ wird in dieser Arbeit als Problematisierungsweise der Norm als Form von Macht analysiert. Unter anderem diese Analyse macht Fanons Theorie als Revolutionstheorie auch für die Bürgerrechtsbewegung und später die Black Power Bewegung in den Vereinigten Staaten interessant, wie nachfolgend aufgezeigt wird.

Wenn Fanons Theorie konstitutiv für einen sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ ist, so unterscheidet sie sich gerade aus diesem Grund von den im gleichen Zeitraum entstandenen Theorien über Identität, „national character“ und „gender role“. Anders als Eriksons Konzeption von Identität als Synthese von Identitäten lehnt Fanon in seiner Revolutionstheorie die Idee von „streng identischen Kulturen“ und die Vorstellung von der „absolute[n] Identität“ zwischen Individuum und Kollektiv, von „Volk“ und „Führer“ ab. Die Konstruktion einer solchen „absoluten Identität“ weist er vielmehr als Effekt des Kolonialismus, Kolonisierte durch Rassenkonstruktionen zu naturalisieren, zurück:

15 „Weil die individuelle Erfahrung national, ein Kettenglied der nationalen Existenz ist, hört sie auf, individuell, beschränkt, engstirnig zu sein, und kann einmünden in die Wahrheit der Nation und der Welt“ (ebd.: 170 f.).

„Es gibt keine Schicksalsgemeinschaft der senegalesischen und guineischen Nationalkulturen, aber eine Schicksalsgemeinschaft der guineischen und senegalesischen Nationen, die von demselben Kolonialismus beherrscht wurden. [...] Es kann keine streng identischen Kulturen geben. Sich vorstellen, daß man eine schwarze Kultur schaffen wird, heißt vor allem vergessen, daß der *Neger* im Begriff ist zu verschwinden, weil diejenigen, die ihn geschaffen haben, der Auflösung ihrer ökonomischen und kulturellen Vorherrschaft beiwohnen.“ (1981 [1961]: 198)

Wenn die Schwelle der Epistemologisierung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ kennzeichnet, dass das Selbst entworfen ist durch die Ausklammerung von „Primitiven“ und „Frauen“ vom Status des Menschen, dann kann für Fanons Theorie festgehalten werden, dass sie gerade in der Absetzung von diesen Problematisierungsweisen begründet ist. Auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit ist die Unterscheidung zwischen Mensch und Tier nicht mehr akzeptabel. Mit dem Entwurf von Identitätsmodellen werden Formen sozialer Ungleichheit als interne Differenzen hervorgebracht, als eine Frage von wissenschaftlich begründbarer Entwicklung. Die Verheißung, die mit dem Konzept Identität einhergeht, ist die Verheißung auf Integration in den Status des Menschen.

6.2 „Nobody knows my name“ – Die sozialen Bewegungen in den USA

Die Problematisierung von Identität in sozialen Bewegungen wie der Bürgerrechtsbewegung und dem Black Power Movement, später auch der Frauenbewegung, ist in James Baldwins Essay „Nobody knows my name“ von 1959 als *Suche nach Identität* auf den Punkt gebracht. Die Suche nach Herkunft, die Herstellung einer kollektiv geteilten Tradition ist ein zentraler Topos bei der Thematisierung von Identität. Im Zeichen von Namenlosigkeit wird auch eine feministische Forderung nach Veränderung normativer Weiblichkeitsvorstellungen vorgebracht. „The problem that has no name“, so Betty Friedan 1963, bezieht sich auf das „Frauenproblem“. Angesichts des Wohlstands vieler (Weißer) Mittelschichtsfrauen sowie der Zuerkennung des Wahlrechts für Frauen seit 1920 schein es keine benennbaren Probleme mehr zu geben. Die Frau ist aber selbst das Problem ohne Namen, so Friedans Analyse: Namenlosigkeit bezieht sich auf die Identitätskrise der ‚Frau‘. Das Fehlen von Identität mache sich als „Entmenschlichung“ bemerkbar.

Auch in sozialen Bewegungen wird ein sozialwissenschaftlicher Diskurs vom „autonomen Subjekt“ hervorgebracht. Während in dem soweit rekonstruierten Diskurs die Rede von Identität als Problematisierungsweise sozialer Ordnung analysiert wurde, ist für die Rede von Identität in den sich seit den 1950er Jahren formierenden sozialen Bewegungen die Problematisierung des Menschen konstitutiv. Der Entwurf von Identitätsmodellen und die Definition von Personenkategorien im Zusammenhang mit der Entstehung wissenschaftlicher Felder zu ihrer Untersuchung (sogenannte „national-character studies“; sexualwissenschaftliche Untersuchungen über Hermaphroditen; anthropologische, psychologische sowie sozialwissenschaftliche Studien über die „Rolle der Frau“; sozialwissenschaftliche Untersuchungen über die „Jugend“) waren als wissenschaftliche Diskursivierung gesellschaftlich vorherrschender Normen analysiert worden. Normen, die den Körper in einem umfassenden Sinn betreffen – das Aussehen, die Gewohnheiten, soziale Praktiken bis hin zur gesellschaftlichen Verteilung von Arbeit – wurden als *wissenschaftlich begründete* Normen bestimmt, indem mit der Definition von Identitätsmodellen und Personenkategorien Normen über ihre Beschaffenheit festgelegt wurden. In Entwicklungsmodellen – der Identitätsentwicklung (Erikson) und der Entwicklung der Geschlechtsrolle (Money/Hampson/Hampson) bzw. von „core gender identity“ (Stoller) – wurde die Erfüllung gesellschaftlich vorherrschender Normen zur wissenschaftlich begründeten Voraussetzung von Entwicklung der Identität und des Geschlechts. Mit der Definition und Untersuchung von Konzepten wie dem Nationalcharakter wurden auch Normen über die Beschaffenheit der Nation bestimmt, bzw. der sozialen Ordnung, die sie bedinge. Die „Jugend“ wurde zur Trägerin der kommenden sozialen und symbolischen Ordnung und verbindet das wissenschaftliche Feld zur Untersuchung über die Jugend mit dem Feld der „national-character studies“ und mit Eriksons Identitätstheorie. Die Rede von Identität ermöglichte die Diskursivierung historischer Ereignisse, sozial und politisch virulenter Widersprüche als *Fehlen von Identität* und als *Identitätskrise: als Problem fehlender Einheit* der Einzelnen und des Kollektivs der Nation oder der sozialen Gruppe. Dieses Thema wurde als diskurs-tragende Kategorie „Einheit“ des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ bestimmt.

Auf diese Weise erfolgte die Diskursivierung einer Norm der Kohärenz und Kontinuität in der Rede von Identität. Andere Normen sind Norm der Zweigeschlechtlichkeit, Heteronormativität und Androzentrismus, Weiße Normativität, Fortschrittsglaube und Leistungsorientierung. Ihre Thematisierung in der Rede von Identität wurde in den vorangehenden Kapiteln in Form von diskurs-tragenden Kategorien analysiert.

Neben der diskurstragenden Kategorie Einheit sind das die Kategorien Geschlecht, Entwicklung und Sprache/Normen. „Autonomie“ des Subjekts in diesem sozialwissenschaftlichen Diskurs war als Effekt der Norm von Kontinuität und Kohärenz ausgemacht worden. Die Eindeutigkeit der Erscheinung von sozialen AkteurInnen in Aussehen und Verhalten wurde als Topos der „Autonomie des Subjekts“ in den untersuchten Texten analysiert. Erlangt wird diese Eindeutigkeit durch die Übereinstimmung sozialer AkteurInnen mit den Anforderungen allgemein anerkannter Normen. Dieser Effekt war als normierende Wirkung analysiert worden: die Durchsetzung von Normen, indem diejenigen, die ihren Anforderungen nicht entsprechen, kategorisiert werden und damit sichtbar, während diejenigen, die ihnen entsprechen, von diesem Bereich der Sichtbarkeit ausgenommen sind. So wird eine Norm und diejenigen, die mit ihren Anforderungen übereinstimmen, unsichtbar, obschon sie ihr gleichermaßen unterworfen sind wie diejenigen, die dadurch sichtbar gemacht werden. Es ist aber diese Unsichtbarkeit aufgrund der Übereinstimmung mit bestimmten Normen, die den Status des „autonomen Subjekts“ begründet.

In diesem Kapitel wird aufgezeigt, wie im Rahmen von sozialen Bewegungen im Anschluss an Erikson die „Frage der Identität“ als „unausweichlich“ bestimmt wird. Mit anderen Worten, es wird untersucht, auf welche Weise der rekonstruierte sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt“ auch im Zusammenhang sozialer Bewegungen in den Vereinigten Staaten hervorgebracht wird. Worin gleicht die Rede von Identität im Zusammenhang sozialer Bewegungen der bisher rekonstruierten Problematisierung von Identität in wissenschaftlichen Feldern und Eriksons Identitätstheorie? Worin unterscheidet sie sich? Auf welche Weise werden die diskurstragenden Kategorien hervorgebracht, aufgegriffen oder transformiert? Wie oben angemerkt, wird in dieser Arbeit die These aufgestellt, dass im Zuge der Dekolonisationen seit dem Zweiten Weltkrieg und der Entstehung sozialer Bewegungen in westlichen Industrienationen die Norm als Form von Macht in ihrer Wirkungsweise zum Gegenstand der Auseinandersetzung wurde. Auf welche Weise Weiße Normativität von Fanon aufgezeigt und hinterfragt wurde, wurde im vorangehenden Kapitel ausgeführt. Wenn man sich in der Bürgerrechtsbewegung und später der Black Power Bewegung in den Vereinigten Staaten auf Fanon bezog, so geschah das nicht nur aufgrund der Kolonialismusanalogie, die die Hinterfragung der rassistisch segregierten Gesellschaft ermöglichte. Meine These ist, dass man in der Untersuchung der gesellschaftlichen und politischen Situation in den USA auch an Fanons Analyse des Rassismus als Effekt einer Form von Macht, die sich auf den Körper und die Bevölkerung richtet,

anknüpfte. Diese Form der Macht ist von Foucault, wie oben dargestellt, als Norm definiert worden, die als Norm der Disziplinierung und Norm der Regulierung die Normalisierungsgesellschaft organisiert.

Im Folgenden werden Problematisierungsweisen von Identität, Rassismus und Sexismus in sozialen Bewegungen in den USA analysiert in Zusammenhang mit der Diskursivierung des „Menschen“ in internationalen Institutionen wie der UNO, die 1945 gegründet wurde, und der Menschenrechtserklärung von 1948. Mit dem Konzept Identität wird in Bürgerrechtsbewegung, Black Power Bewegung und Frauenbewegung der Anspruch auf den Status des Menschen geltend gemacht. In diesem Zusammenhang wird auch die Bestimmung einer Ethik angestrebt, die zur Verwirklichung „des Menschen“ beitragen könne. Demnach ist es die fehlende Anerkennung als „Mensch“, die als Ursache für die rassistisch und sexistisch segregierte gesellschaftliche Realität ausgemacht wird, was wiederum auf eine verfehlte oder unvollständige Verwirklichung des „Menschen“ zurückgeführt wird. Daher die Rede vom „neuen Menschen“, der nun zu seiner Vervollkommnung geführt werden soll, einer „neuen Welt“ nicht nur der AfroamerikanerInnen, sondern der ganzen Nation und, darüber hinaus, der ganzen Welt. Es geht um nichts weniger als eine neue Weltordnung, die von der Bürgerrechtsbewegung auf den Weg gebracht werden soll.

Dass die Analyse von Rassismus und Sexismus sich dabei als „Frage der Identität“ manifestierte, wird in dieser Arbeit darauf zurückgeführt, dass man an einen sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit anknüpfen konnte. Dies wird im folgenden Kapitel herausgearbeitet. Das bedeutet erstens, dass der Begriff Identität für Wissenschaftlichkeit steht. Entstanden im Zusammenhang mit Begriffen wie „gender role“ und „national character“ impliziert die Konzeption von Identität die „wissenschaftliche“, im Unterschied zu stereotypen, rassentheoretischen und anderen biologistischen Theorien über Geschlecht, „Rasse“ und Nation. Zudem repräsentiert die Konzeption von Identität in Form von Modellen Wissenschaftlichkeit im Sinne von Spezifizierbarkeit und Messbarkeit von Identitätsentwicklung. Zweitens ermöglicht der Rückgriff auf einen sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit die Einforderung des Status des Menschen, da die Differenz zwischen Mensch und Tier, die als kennzeichnend für die Schwelle der Epistemologisierung ausgemacht worden war, nicht mehr akzeptabel ist. Mit anderen Worten, es war nicht mehr akzeptabel, sozialen AkteurInnen ihr Menschsein abzusprechen, indem sie irgendwo auf der Trennlinie zwischen Mensch und Tier ausgemacht wurden. Mit der Schwelle der Wissenschaftlichkeit und dem Entwurf von Identitätsmo-

dellen werden sozialstrukturelle Differenzen nicht mehr als auszuklammernde Differenzen bei der Bestimmung des Staatsbürgers hervorgebracht, sondern als integrierte Differenzen – etwa in der Figur der „negativen Identität“, der graduellen Identitätsentwicklung, der Differenz von „Identität haben“ und „Identität sein“. Die Thematisierung gesellschaftspolitischer Konflikte als Suche nach Identität, d. h. als fehlende Identität, stellt einen Rückgriff auf einen Diskurs dar, dessen Wirkungsmacht in der Integration sozialstruktureller Differenzen liegt: Demnach betrifft die Suche nach Identität alle, wenn auch in unterschiedlichem Maße. Auf diese Weise werden sozialstrukturelle Differenzen zu graduellen Differenzen einer Frage der Identität. Im Folgenden wird es darum gehen, die Hervorbringung eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ im Rahmen der sozialen Bewegungen der Bürgerrechtsbewegung, Black Power Bewegung und Frauenbewegung in den 1950er und 1960er Jahren zu rekonstruieren.

6.2.1 Dekolonisation und Kolonialismus-Analogie

Die Bildung der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten steht in Bezug zu weltpolitischen Veränderungen. Bei der Auseinandersetzung mit Rassismus und Weißer Normativität in den Vereinigten Staaten bezog man sich explizit auf die Kämpfe der antikolonialen Befreiungsbewegungen. Die Dekolonisation setzte zum Ende des Zweiten Weltkriegs zunächst in Asien ein und in den 1960er Jahren in Afrika. Als Beginn dieser Prozesse wird die Kapitulation der britischen Kolonie Singapore gegenüber den japanischen Invasoren im Februar 1942 datiert (Reinhard 1996: 299). In Indien war zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg eine Massenbewegung für Dekolonisation entstanden, die von weltweitem Einfluss sein sollte. Auch die Bedeutung der beiden Weltmächte Sowjetunion und Vereinigte Staaten, die entschiedene Gegner des europäischen Kolonialismus waren, trug zur Stärkung der Dekolonisation in Asien und Afrika bei (ebd.: 280 f.). Reinhard zufolge war es eine spezifische Mächtekonstellation von starker einheimischer Nationalbewegung, „nachgiebiger Kolonialmacht“ und dekolonisationsfreundlicher internationaler Lage, die zum Erfolg der Dekolonisation in den 1950er und 1960er Jahren beitrug (ebd.: 301 f.).

Die Bedeutung von Mohandas Karamchand Ghandi für die indische Unabhängigkeitsbewegung sowie für die Dekolonisation weltweit besteht in seinem Vermögen, die indische Nationalbewegung „aus einem Honoratiorenverein zur Sache der Massen“ zu machen (ebd.: 304). Das Prinzip, eine Auseinandersetzung mit „dem Westen“ und seinen Vermächtnissen mit einer „eigenen Kultur“ zu verbinden in der Schaffung

einer nationalen Befreiungsbewegung, war für die antikolonialen Unabhängigkeitsbewegungen charakteristisch (vgl. a. Hobsbawm 1998: 178). Die Programmatik und Form des gewaltlosen Widerstands wurde zudem für die seit den 1950er Jahren in den Vereinigten Staaten, Ende der 1960er Jahre auch in anderen westlichen Industrienationen entstehenden sozialen Bewegungen leitend. Dazu zählt die Methode der „non-cooperation“, des Boykotts der Justiz, von Bildungseinrichtungen, der Verfassung und der Wahlen der britischen Kolonialherrschaft. Eine weitere politische Widerstandsform bestand in „civil disobedience“, der gezielten, gewaltlosen Übertretung britischer Gesetze (Reinhard 1996: 305 f.).¹⁶ Die Bürgerrechtsbewegung entstand u. a. in Auseinandersetzung mit den Kämpfen der Dekolonisation und mit den darin entwickelten Formen des Widerstands. Dabei bezog man sich explizit u. a. auf Fanon, Memmi und Ghandi als Vordenker dieser Bewegungen und versuchte, deren Formen des Widerstands auf die Situation in den Vereinigten Staaten zu übertragen.

Die Gründung der Vereinten Nationen und die Erklärung der Menschenrechte

Weitere Bezugspunkte für die Entstehung der Bürgerrechtsbewegung stellen die Gründung der Vereinten Nationen sowie die Erklärung der Menschenrechte dar. Die Satzung der Vereinten Nationen („Charta der Vereinten Nationen“) wird von China, Großbritannien, der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten am 26.6.1945 angenommen und tritt am 24.10.1945 in Kraft. Zu den Hauptaufgaben der Vereinten Nationen zählen die Aufrechterhaltung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit (Art. 1 Ziff. 1), was erstens durch die Verhinderung bzw. Beendigung zwischenstaatlicher Gewaltanwendung und zweitens durch die Intensivierung der internationalen Zusammenarbeit zur Beseitigung möglicher Konfliktursachen verfolgt werden soll (vgl. Zemanek 1989: 622 ff.). In Artikel 1 der Charta der Vereinten Nationen ist das Ziel festgelegt, „die Achtung vor den Menschenrechten und Grundfreiheiten für alle ohne Unterschied der Rasse, des Geschlechts, der Sprache oder der Religion zu fördern und zu festigen“ (zit. n. Frowein et al. 1987: 1111).

16 Ghandi (1869-1947) entwickelte seine Methode des gewaltlosen Widerstands in Südafrika, wo er von 1893 bis 1915 lebte. Hier trat er gegen den südafrikanischen Rassismus und für die Rechte der indischen Minderheit ein. Diese Methode, die auf die Provokation des politischen Gegners mit friedlichen und fairen Mitteln zielt, setzt eine „unbedingte Leidensbereitschaft“ voraus und einen Gegner, der auf diese Weise zu treffen ist, z. B. wegen einer politischen Moral, wie sie von den Briten repräsentiert wurde. Vgl. Reinhard (1996: 304 f.).

Auf dieser Grundlage erfolgte die Verabschiedung der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ durch die Generalversammlung der Vereinten Nationen am 10.12.1948. Die UN-Deklaration der Menschenrechte wird inzwischen als „Ausdruck jedenfalls teilweise völkerrechtlich bindender Rechtsnormen“ angesehen (ebd.).

Der Stellenwert von UN-Konventionen beläuft sich darauf, völkerrechtliche Rechtsnormen zu schaffen (Kimminich 1989: 782). Als multilaterale Verträge für ein bestimmtes Sachgebiet ersetzen sie den internationalen Gesetzgeber (ebd.). Völkerrechtsnormen werden durch Völkergewohnheitsrecht und durch völkerrechtliche Verträge geschaffen (ebd.: 780). Mit dem Abschluss von Konventionen durch die UNO erfolgt die Kodifizierung des Völkerrechts (ebd.: 782). Vor diesem Hintergrund ist die Bedeutung der UN-Konventionen darin zu sehen, dass sie internationales Recht schaffen, in dem u. a. die Zielsetzung der Bekämpfung von Rassismus und Sexismus festgelegt ist. Sie begründen Normen, zu deren Einhaltung sich die Staaten verpflichten. Mit der Annahme der Satzung der Vereinten Nationen 1945 und der Menschenrechtserklärung 1948 wird nicht nur das Völkerrecht neu instituiert, sondern auch eine spezifische Ethik. Die USA als eine der Gründungsnationen der Vereinten Nationen, die außerdem den Sitz der UNO beherbergt, war damals besonders in die Pflicht genommen, die darin begründeten Normen zu erfüllen. Dies war ein Anknüpfungspunkt für die AktivistInnen der Bürgerrechtsbewegung.

Darüber hinaus wurde mit der Menschenrechtserklärung von 1948 die „individualrechtliche Formulierung grundlegender Rechte“ aktualisiert, die bereits im Zuge der US-amerikanischen Revolution von 1776 mit der „Virginia Bill of Rights“ eine erste juristische Umsetzung gefunden hatte (Frowein et al. 1987: 1106). Die im rationalistischen Naturrecht enthaltene Idee vom „freien, auf sich selbst bezogenen Individuum als Träger ursprünglicher Rechte“, zu denen, u. a. John Locke zufolge, das Recht auf Leben, Freiheit und Eigentum zählen, stand am Anfang der Staatsgründung der Vereinigten Staaten.¹⁷ Dass in den sozialen Bewegungen der Status des Menschen eingefordert wurde, bedeutet auch die Hervorbringung einer nationalen Erzählung, indem auf die Verwirk-

17 Mit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten findet eine erste Positivierung der Menschenrechte statt. Dabei bezog man sich auf die „Rights of Englishmen“ der Englischen Common-Law-Tradition, die im Zuge der Unabhängigkeit vom „Mutterland“ Großbritannien eine naturrechtliche Begründung erfuhren (Frowein et al.: 1106). Die US-amerikanische Deklaration der Menschenrechte (z. B. die „Virginia Bill of Rights“ von 1776) hatte demzufolge bei der Erlangung der Unabhängigkeit und damit für die Staatsgründung eine begründende Funktion.

lichung des Menschen als Ursprung und uneingelöstes Versprechen der Geschichte der US-amerikanischen Nationenbildung rekuriert wurde. Mit der Gründung der UNO und der Deklaration der Menschenrechte war „der Mensch“ aufs Neue ins Blickfeld gerückt und es ging darum, ihn angesichts der Geschichte des 20. Jahrhunderts, die eher auf die Vernichtung als auf seine Verwirklichung angelegt gewesen zu sein schien, den Menschen wieder ins Recht zu setzen.

Was ist unter Menschenrechten zu verstehen? Frowein et al. zufolge sind die Menschenrechte „im rechtlich-politischen Denken der Moderne zum Kristallisationspunkt der Forderungen politischer Humanität geworden“ (ebd.: 1107). Als leitendes normatives Prinzip gilt „die Würde des Menschen“, die den unverfügbaren Wert „jedes Menschen als Menschen“ beinhaltet. Die im Naturrecht begründete Idee vom Menschen und der Menschenwürde macht sich in „sittlicher Freiheit“ fest, d. h. „den Menschen“ macht aus, dass er „sich in allen praktischen Bezügen als zu verantworteter Selbstbestimmung aufgefordertes Subjekt“ bewährt. Dies erfordert „die unbedingte Anerkennung des anderen als eines Subjekts gleicher Freiheit, die als Bedingung und Aktualisierung eigener Freiheit zu begreifen ist“ (ebd.). Diese Freiheit des Menschen manifestiert sich im Recht als Bedingung für ihre Verwirklichung, indem es „grundlegende Anerkennungsvoraussetzungen freier und gleicher Subjekte institutionell“ gewährleistet, so Frowein et al. (ebd.). Menschenrechte umfassen die Schaffung rechtlicher Voraussetzungen für die „Selbstbehauptung des Menschen als sittlicher Person“. Außerdem haben sie Legitimationsfunktion für ein „politischer Humanität verpflichtetes System“ (ebd.: 1107 f.). Es sind demnach nicht nur subjektive Rechte darin inbegriffen, sondern auch objektive Prinzipien (ebd.).

Die Entwicklung der Menschenrechte ist dem Völkerrecht insofern verbunden, als dieses zu ihrem Schutz auch über die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staat hinaus beitragen soll. Erst im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg wurde die Zielsetzung der Verwirklichung der Menschenrechte mit der Satzung der Vereinten Nationen und der Menschenrechtserklärung völkerrechtlich positiviert. Weitere völkerrechtliche Verträge, die mit dieser Zielsetzung abgeschlossen wurden, sind der „Internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte“ und der „Internationale Pakt über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte“, von der Generalversammlung der UNO 1966 verabschiedet (Frowein et al. 1987: 1111). Eine regionale Positivierung der Menschenrechte im Völkerrecht fand z. B. für Europa in der „Europäischen Menschenrechtskonvention“ von 1950 und für den amerikanischen Kontinent

1969 in der „Amerikanischen Menschenrechtskonvention“, die 19 Staaten bindet, statt (ebd.: 1112).

Das Völkerrecht bezieht sich einerseits gerade in seiner Funktion des Schutzes der Menschenrechte oder der Benutzung von Gemeinschaftsräumen wie dem Meeresboden oder dem Weltraum auf „den Menschen“, was etwa in der Formulierung „gemeinsames Erbe der Menschheit“ explizit wird. Andererseits ist im Völkerrecht „der Mensch“ über das Staatsangehörigkeitsrecht „national“ definiert, denn er tritt auf der Ebene des Völkerrechts nicht als Rechtssubjekt auf, sondern wird von dem Staat, dessen Staatsangehörigkeit er besitzt, mediatisiert (vgl. Kimminich 1989: 779 f.). In der Menschenrechtserklärung schlägt sich das nieder in Art. 6, der die Anerkennung jedes Menschen als Rechtsperson garantiert, sowie in Art. 15, der das Recht auf Staatsangehörigkeit garantiert.¹⁸ Die neue Instituierung der Menschenrechte und des Völkerrechts durch die Gründung der Vereinten Nationen und die Menschenrechtserklärung im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg brachte es demnach mit sich, dass auch die Definition des „Menschen“ von Neuem anstand: es wurde eine juristische Definition des „Menschen“ festgelegt, dessen Status als Rechtssubjekt von der „Nation“ abhängt.¹⁹

Entstehung der Bürgerrechtsbewegungen in den Vereinigten Staaten

Diese weltpolitischen Veränderungen, die sich u. a. an der Entwicklung des Völkerrechts und der Gründung der Vereinten Nationen nachvollziehen lassen, boten Anknüpfungspunkte für die sich formierenden sozialen Bewegungen in den Vereinigten Staaten. Im Folgenden werden Texte analysiert, die Bürgerrechtsbewegung, Black Power Movement und Frauenbewegung(-en) zugeordnet werden können. Aufgrund der Fülle der Veröffentlichungen, die es in diesem Zusammenhang gibt, musste notwendigerweise selektiv vorgegangen werden. Es wurden Texte ausgewählt, die die Hervorbringung eines sozialen Bewegungsdiskurses begründen können. Dazu zählen bekannte AutorInnen wie auch weniger bekannte, die etwa in einer Zeitschrift wie *Freedomways* oder in Anthologien vorwiegend an eine Bewegungsöffentlichkeit ge-

18 Art. 6 lautet: Jeder Mensch hat überall Anspruch auf Anerkennung als Rechtsperson. Art. 15 lautet: Jeder Mensch hat Anspruch auf Staatsangehörigkeit (Zif. 1.). Niemandem darf seine Staatsangehörigkeit willkürlich entzogen noch ihm das Recht versagt werden, seine Staatsangehörigkeit zu wechseln (Zif. 2).

19 Vgl. hierzu auch Noiriel (1994), wo eine Darstellung über die nationale Definition von Individuen seit Anfang des 20. Jahrhunderts u. a. im internationalen Recht nachzulesen ist (zusammenfassend dazu: S. 300 ff.).

richtet waren. Die Texte wurden aufgrund des Kriteriums ausgewählt, Rassismus und Sexismus im Sinne von Identität zu thematisieren. Es handelt sich dabei um Essays von James Baldwin, einem prominenten Fürsprecher für die Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Rassenkonstruktionen in den Vereinigten Staaten in Gesellschaft, Politik und Fiktion. Baldwin wurde ausgesucht, da er zu den ersten Autoren gehört, die den Identitätsbegriff im Sinne eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ verwendete. Der Gebrauch des Identitätsbegriffs im Sinne von „nationaler Identität“ diente Baldwin der Infragestellung von Rassismus und Weißer Normativität. In ihrer literarischen Form beschreiben Baldwins Essays sehr präzise die Wirkungsweise von Rassismus als Machtverhältnis sowie die Art und Weise seiner Hervorbringung. Es wurden Texte aus den Bänden *Notes of a Native Son* (1955), *Nobody Knows My Name* (1961) und *The Fire Next Time* (1963) ausgewählt.²⁰ Darüber hinaus wird auf Texte aus der Zeitschrift *Freedomways* zurückgegriffen, eine seit 1961 im Kontext der Bürgerrechtsbewegung erscheinende Publikation. Aus den Ausgaben von 1961 bis 1973 wurden Texte ausgesucht, in denen Kolonialismus und Dekolonisation, Geschlechterverhältnisse in der Auseinandersetzung mit Rassismus thematisiert sind und andere Fragen, die die Bürgerrechtsbewegung und ihre Entstehung betreffen, z. B. die Rolle von Intellektuellen, Medienberichterstattung u. ä. Desweiteren zählt Stokely Carmichals und Charles V. Hamiltons Buch *Black Power* (1967), das als programmatischer Text der Black Power Bewegung gilt, zu den Primärtexten der Untersuchung.

Darüber hinaus werden Texte herangezogen, die sozialwissenschaftliche Thematisierungen von Rassismus und der damit einhergehenden gesellschaftspolitischen Konflikte darstellen. Aus dem von Talcott Parsons und Kenneth B. Clark herausgegebenen Band *The Negro American* (1966) wurden Texte ausgesucht, die die Organisation in der Bürgerrechtsbewegung und die soziale Situation von AfroamerikanerInnen betreffen sowie Thematisierungen von Identität enthalten. Zur sozialpolitischen Situation von AfroamerikanerInnen wurden außerdem Texte hinzugezogen, die in einer thematischen Ausgabe „The Negro in the United States of America“ der Zeitschrift *International Social Science Bulletin* (1957) erschienen sind, herausgegeben von der UNESCO. Zu den sogenannten „race riots“ in den Großstädten in den 1960er Jahren wird der Kerner Report zitiert, der Bericht eines eigens eingesetzten Ausschusses „National Advisory Commission on Civil Disorders“

20 Baldwins Essays erschienen einzeln vor der Veröffentlichung in den hier genannten Ausgaben. Nachfolgend werden die Jahresangaben der Erstveröffentlichung zitiert.

(1968) sowie ein weiterer Bericht von Untersuchungen, die in diesem Rahmen stattfanden. Diese Berichte wurden einbezogen, da sie für die Untersuchung von Rassismus und damit einhergehenden gesellschaftspolitischen Konflikten auf die Konzeption von Identität zurückgreifen. Schließlich wurden für die Analyse einzelne Texte aus sozialwissenschaftlichen Zeitschriften ausgewählt, etwa die Zeitschrift *Social Problems*, die Thematisierungen von Rassismus enthalten.

Seit den 1960er Jahren bildete sich eine feministische Kritik innerhalb der Bürgerrechtsbewegung sowie unabhängig davon eine von Weißen Feministinnen hervorgebrachte Gleichheitsforderung, die als Einforderung des Status des Menschen formuliert wurde. Zur Rekonstruktion eines hier zu beschreibenden sozialwissenschaftlichen Diskurses vom autonomen Subjekt wird auf Texte von Autorinnen der Zeitschrift *Freedomways* zurückgegriffen sowie auf die von Toni Cade Bambara herausgegebene Anthologie *The Black Woman* (1970). Außerdem stützt sich die Untersuchung auf Betty Friedans *The Feminine Mystique* (1963). Diese feministischen Thematisierungen des „Menschen“ knüpfen ihrerseits an die vorangegangenen Forderungen auf einen Status des Menschen durch AktivistInnen der Bürgerrechtsbewegung an. Diese Texte wurden danach ausgewählt, ob sie Thematisierungen von „Identität“ und des „Menschen“ enthalten im Zusammenhang mit der Untersuchung und Auseinandersetzung mit Rassismus und Sexismus als Formen gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Der Zeitraum der Untersuchung wurde eingegrenzt auf die 1950er bis Anfang der 1970er Jahre, da in dieser Zeit von einer Formierung der Bürgerrechtsbewegungen in den Vereinigten Staaten gesprochen werden kann. In Anlehnung an das Erscheinungsdatum der hier untersuchten Texte kann der Zeitraum auf 1950 bis 1973 festgelegt werden.²¹

Wie dargestellt, ermöglichten die weltpolitischen Veränderungen durch Dekolonisationen, im Völkerrecht sowie durch die Menschenrechtserklärung, auch eine Problematisierung „des Menschen“, die im Rahmen der Bürgerrechtsbewegung aufgegriffen werden konnten. Vor diesem Hintergrund ist zu sehen, dass man im Rahmen der sozialen Bewegungen die Definition des „Menschen“ neu festzulegen suchte, dass in den Kämpfen der sozialen Bewegungen die Problematisierung „des Menschen“ einen Ansatzpunkt darstellte für die Auseinandersetzung mit einer rassistisch und sexistisch segregierten sozialpolitischen Situation in den Vereinigten Staaten.

21 1950 erscheint Baldwins „Encounter on the Seine: Black Meets Brown“ und 1973 Ladners Anthologie *The Death of White Sociology*, die unter 6.2.3 untersucht wird.

Sie stellte darüber hinaus eine Möglichkeit dar, einen politischen Anspruch auf die Abschaffung der rassistischen Abwertung und Entrechtung von Schwarzen AmerikanerInnen zu formulieren, denn die Menschenrechte als objektives Prinzip zu verwirklichen, hatten auch die Vereinigten Staaten zu ihrer Pflicht gemacht. In der Zeitschrift *Freedomways* werden z. B. die Implikationen der UN-Charta und der Menschenrechtserklärung für die Situation in den Vereinigten Staaten diskutiert. Crocket weist darauf hin, dass die UN-Charta und die Menschenrechtserklärung eine „moralische Verpflichtung“ der unterzeichnenden Staaten darstellen, die darin enthaltenen Forderungen in Gesetzen umzusetzen (1965: 245). Entscheidend sei allerdings, dass der Bezug zu UN-Charta und Menschenrechtserklärung es ermögliche, deren verfehlte Umsetzung einzufordern. In der Verfassung der Vereinigten Staaten seien nämlich die Forderungen aus der Menschenrechtserklärung und die zu ihrem Schutz notwendigen Gesetze bereits enthalten. Drei Beispiele für die Beraubung der in der Menschenrechtserklärung und der *Bill of Rights* garantierten Freiheitsrechte führt Crocket an. So seien AfroamerikanerInnen in den Südstaaten der USA ihres Wahlrechts beraubt, des Rechts auf die Sicherheit der Person und des Versammlungsrechts (ebd.: 246 ff.). Die Möglichkeiten der UN-Charta und der Menschenrechtserklärung lägen in der Macht, die US-amerikanische Öffentlichkeit unter Druck zu setzen, die Dringlichkeit der Proteste von AfroamerikanerInnen anzuerkennen, sowie das Auseinanderklaffen von ideologischem Anspruch und Wirklichkeit, von Demokratie und Gleichheit (ebd.: 249).

Die Kämpfe der Dekolonisation stellten einen Bezugspunkt für die Bürgerrechtsbewegung dar, wenn auch in unterschiedlicher Weise Kontinuitäten und Differenzen dazu hergestellt wurden. Die „UN-Asiatisch-Afrikanische Kooperation“ (Gordon 1962: 298), die sich auf den Konferenzen von Colombo 1954 und Bandung 1955 präsentierte, stellte auch für die Bürgerrechtsbewegung einen Anknüpfungspunkt dar.²² Während sie, Gordon zufolge, für dem Mainstream angehörende Medien in den Vereinigten Staaten wie *Life* und *Newsweek* eher ein Schreckgespenst gewesen seien, habe man in von Afroamerikanern herausgegebenen

22 Die Konferenz von Bandung auf Sumatra von 1955 hatte für die weltweite Dekolonisation Signalwirkung. Vertreter von 29 asiatischen und afrikanischen Staaten verabschiedeten ein Schlusskommuniqué, in dem Kolonialismus als fortschrittsfeindlich und als Widerspruch zu dem von der UNO vertretenen Recht der Völker auf Selbstbestimmung angeprangert wurde (vgl. Reinhard 1996: 313). Die Prinzipien, auf die sich das Schlusskommuniqué der Bandung-Konferenz stützt, sind in ihrem Wortlaut bei Gordon zitiert (Gordon 1962: 302 f.).

Medien die Möglichkeit herausgestellt, auf den Rassismus in den USA aufmerksam zu machen (ebd.: 298 ff.). Wenn Gordon 1962 die Konferenz von Bandung sieben Jahre später wieder ins Gedächtnis – der LeserInnen eines Mediums der Bürgerrechtsbewegung – ruft, wird eine Kontinuität zwischen den Befreiungskämpfen der Dekolonisation in Asien und Afrika und den Kämpfen der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten hergestellt.²³

Tatsächlich haben im Anschluss an die Konferenz in Bandung innerhalb von wenigen Jahren, im Vergleich zur Dauer der Kolonialherrschaft, antikoloniale Befreiungsbewegungen zur Dekolonisation und anschließenden Instituierung von der Kolonialherrschaft unabhängiger Nationalstaaten geführt. In den Vereinigten Staaten ist Ende des Jahres 1955 die Weigerung von Rosa Parks in Montgomery, Alabama, legendär, ihren Sitzplatz im Bus entsprechend den rassistischen Regeln der Segregation zwischen Schwarzen und Weißen aufzugeben. Aus dem daraus folgenden Boykott von Bussen und Busunternehmen, die die Segregation gemäß „rassistischer“ Kriterien aufrecht erhielten, entstand die Organisation von Gruppen der Bürgerrechtsbewegung mit Martin Luther King als einer führender Figur. Am 13.12.1956 fiel die Entscheidung des Supreme Court, des Obersten Gerichts der Vereinigten Staaten, die die Segregation in öffentlichen Bussen verbot. Im Jahr 1954 begann auch die sogenannte Desegregation von Schulen, begleitet von Gewaltausbrüchen und Aufständen Weißer gegenüber Schwarzen SchülerInnen und anderen Schwarzen BürgerInnen.²⁴ In den folgenden Jahren organisierte sich die Bürgerrechtsbewegung zunehmend und mobilisierte in Form von Demonstrationen, von denen diejenige zum Lincoln Memorial in Washington D.C. am 28.8.1963 die berühmteste ist. Begleitet wurden die Aktivitäten im Rahmen der Bürgerrechtsbewegung von Aufständen von Weißen BürgerInnen (z. B. in den Monaten Juni bis August 1963). 1964 erfolgte die Verabschiedung des *Civil Rights Act*, der die Diskriminierung in der Öffentlichkeit, in öffentlichen Einrichtungen und am Arbeitsplatz aufgrund von „rassistischen“ Kriterien verbietet.

In Gordons Darstellung, die auch eine Geschichtsschreibung der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung ist, steht die Konferenz in Bandung am Anfang dieser Entwicklungen:

23 Auch andere Autoren stellen diesen Zusammenhang zwischen Dekolonisation in Asien und Afrika und der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten her (vgl. Emerson/Kilson 1966: 637; O'Dell 1966; Du Bois 1957).

24 In der Zeit vom 30.8. bis 17.9.1956 gab es diese Gewaltausbrüche in den Staaten Texas, Tennessee und Kentucky (vgl. Hornsby 1991: 101 ff.).

„Neither Nehru nor any of his colleagues knew that the week long Conference now ending was the beginning of a movement soon to sweep Africa – and North America. [...]

The implied answer is that – there being in the UN now precisely the number of African states as were Asian *and* African delegations at Bandung – black Africa’s everywhere at all times and is everlastingly talking on everything that’s taboo among *civilized states*. It is Africa who exposes free-world Portugal and free-world South-Africa as *authentic* slave states; Africa who, in the spirit of Bandung, defends India’s recovery of Goa from colonialist Portugal; Africa who, by her very *being* in the UN, inspires Martin Luther King and the Montgomery rebels against jimcrow buses and the Freedom Fighters through-out Dixie to invent new forms of struggle. It is Africa – *Liberia*, no less! – who introduces a motion to expel the Republic of South Africa from the UN, branding her unworthy of a seat among *civilized nations*.“ (Gordon 1962: 304 f.; Hervorhebung i. O.)

Die (Selbst-)Definition bestimmter Nationalstaaten als „zivilisiert“ und der „freien Welt“ angehörig wird in Gordons Darstellung umgekehrt in die Bezeichnung „authentische Sklavenstaaten“, „Kolonialmächte“ (1962: 300) und „imperialistisch“ (ebd.: 303 f.). Mit dieser Umkehrung geht es nicht nur darum, eine Doppelmoral zu entlarven, sondern auch um einen Eingriff in die symbolische Ordnung. Die Bedeutung der Dekolonisation, der Schaffung einer Rechtsnorm wie dem neu instituierten Völkerrecht und der Menschenrechtserklärung sowie der Repräsentation ehemals kolonisierter und neu gegründeter Nationalstaaten in der Vollversammlung der Vereinten Nationen besteht demnach auch in der Möglichkeit, die Geschichte der Moderne neu zu definieren und Normen der Bedeutungsgebung zu bestimmen.

Wenn Gordon darüber hinaus auf die Einheit zwischen (de-)kolonisierten Gebieten in Asien und Afrika und den USA im Kampf gegen Rassismus verweist, so stellt er damit auch eine bestimmte politische Praxis heraus: die Herstellung „vorgestellter Gemeinschaften“, die Anderson in Bezug zur Nationenbildung analysiert. Als politische Praxis ist sie auch für die Bildung einer „Gemeinschaft“ über nationale Grenzen hinweg konstitutiv, so meine These. Anderson definiert Nation als „eine vorgestellte politische Gemeinschaft – vorgestellt als begrenzt und souverän“ (Anderson 1998: 14). D. h. es existiert eine Vorstellung dieser Gemeinschaft in den Köpfen ihrer Mitglieder, ohne dass ein persönliches Bekanntsein notwendig wäre. Diese Gemeinschaft wird als begrenzt vorgestellt, insofern nicht die ganze Menschheit darin enthalten ist im Unterschied etwa zum Christentum mit seiner expansiven Ideologie. Schließlich spielt auch die Idee der Gleichheit und Brüderlichkeit

als Kennzeichen einer national definierten Gemeinschaft eine Rolle (ebd.: 15 f.). Voraussetzung für die Bildung „vorgestellter Gemeinschaften“ ist die Vorstellung von „homogener und leerer Zeit“, in der Gleichzeitigkeit als „zeitliche Deckung, meßbar durch Uhr und Kalender“ hergestellt wird. Mit dem Aufblühen von Roman und Zeitung als Medien im Europa des 18. Jahrhunderts entstanden die „technischen Mittel“, die „die Repräsentationsmöglichkeiten für das Bewußtsein von Nation“ zur Verfügung stellten (ebd.: 29). Im Zeitalter des Rundfunks sind die Möglichkeiten, „vorgestellte Gemeinschaften“ herzustellen, noch erweitert worden (vgl. Anderson 1994). O'Dell macht auf diesen Zusammenhang zwischen „bond of identification“ und „lines of communication“ aufmerksam, indem er die gegenseitige Bedingtheit von „Identifikation“ und „Schließen des Informationsunterschieds“ postuliert (1966: 296).

Wenn Gordon und andere AutorInnen eine Einheit über nationale Grenzen und Kontinente hinweg aufgrund *eines spezifischen Kriteriums* herstellen, so werden politische Praxen eingesetzt, die auch für die Herstellung der Nation konstitutiv sind. Die Gemeinschaft wird dabei nicht aufgrund einer territorialen Grenze als begrenzt vorgestellt, sondern aufgrund der Definition eines spezifischen Kriteriums, nämlich der Erfahrung des Rassismus. Als der Faktor, der es ermöglicht, eine Kontinuität zwischen den Kämpfen der Dekolonisation in Asien und Afrika sowie den Kämpfen der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten herzustellen, wird „das institutionelle System kolonialer Ausbeutung“, bzw. „Rassismus als die Hauptideologie des Kolonialismus“ genannt (O'Dell 1966: 296 f.).²⁵

Was auf diese Weise entstand, war nicht nur eine Solidarisierung mit den antikolonialen Befreiungsbewegungen. Die Kämpfe der Bürgerrechtsbewegung in den USA über die Kolonialismusanalogie an die Kämpfe der Dekolonisation anzuknüpfen, bedeutet auch, das Mobilisierungspotential der antikolonialen Befreiungsbewegungen für die Kämpfe in den USA zu nutzen. Die Dekolonisation war in Asien und Afrika erfolgreich und die Gründung unabhängiger Nationalstaaten schien eine Befreiung von der Kolonialherrschaft ermöglicht zu haben.²⁶ Die sozialpolitische und ökonomische Situation von AfroamerikanerInnen als Kolonialismus zu fassen, ermöglicht es, auch die Befreiungskämpfe in den

25 Vgl. a. Gordon (1962: 298); Blauner (1969).

26 Dass zwischen formaler Unabhängigkeit und ihrer Verwirklichung ein Unterschied besteht, darauf hat Fanon noch vor dem Ende der französischen Kolonialherrschaft in Algerien hingewiesen. Er machte darauf aufmerksam, dass die Unabhängigkeit der neu gegründeten Staaten auch ökonomisch erreicht werden muss (1961).

USA in diesem Sinne zu definieren. Die so gebildete Einheit einer vorgestellten Gemeinschaft im Modus der Nation schließt an eine zu jenem Zeitpunkt als legitim anerkannte Form politischer Gemeinschaft an.

So schreibt etwa O'Dell die Geschichte der Vereinigten Staaten durch die Kolonialismusanalogie um. Die Unabhängigkeit der USA von der britischen Kolonialmacht 1776 sei eine unvollständige Revolution gewesen, die die Bevölkerung afrikanischer Herkunft kolonisiert zurückgelassen habe (1966: 300). Die Revolution im Bürgerkrieg sowie die darauf folgende Periode der „Reconstruction“ von 1861 bis 1876 sei ebenfalls eine unvollständige Revolution, wodurch ein „neuer Totalitarismus etabliert“ worden sei, der durchaus dem europäischen Kolonialismus vergleichbar sei (ebd.: 301). Mit der militärischen Invasion europäischer Kolonialmächte in Afrika wird der Rückzug der Bundestruppen aus den Südstaaten der USA 1877 verglichen, was ein Vorstoß zur Unterwerfung der Schwarzen Community gewesen sei, die daraufhin „den bewaffneten Banden des Ku Klux Klan und anderen paramilitärischen Organisationen ‚Weißer Vorherrschaft‘“ gegenübergestanden seien. Ähnlich der europäischen Kolonialmacht in Afrika hätte auch in den Südstaaten der USA ein Monopol einiger weniger über den Landbesitz bestanden (ebd.: 303). Der Zwangsarbeit z. B. unter französischer Kolonialherrschaft in Guinea sei das System in den USA vergleichbar, durch das Strafgefangene zu Arbeitseinsätzen „verliehen“ worden seien. Die „Etablierung eines Systems ‚rassischer‘ Segregation“ schließlich wird als Apartheid identifiziert (ebd.: 304 f.).

„The black community is not permitted to freely emerge from the chattel slavery system but instead is transformed into a colonial type sector or enclave within the American national community; an enclave set aside by specially designed mechanisms of exploitation and subjugation. Segregated by law, disenfranchised, robbed of its share of wages by discriminatory employment patterns, confronted by police power and illegal mobs acting in the role of an occupation force, the target of a mass culture of racism and the barbarism of lynching, the Negro American community was imprisoned in a colonial relationship, designed by the new industrial power elite of America, at the very time that the European colonialists were partitioning the African continent among themselves.“ (Ebd.: 305)

Die Kolonialismusanalogie ermöglicht demnach eine Problematisierung der zu jener Zeit aktuellen Situation von AfroamerikanerInnen sowie von US-amerikanischer Geschichte. Ein anderes Beispiel für die Kolonialismusanalogie stellt Blauners Konzept des „internal colonialism“ dar (1969), das eine gewisse Verbreitung und Bekanntheit erlang-

te.²⁷ Noch vor O'Dell (1966) und Blauner (1969) war die Kolonialismusanalogie in dem Konzept des „domestic colonialism“ von einem weiteren Autor, Harold Cruse, 1962 entworfen worden.²⁸ Als gemeinsames Element zwischen den Dekolonisierungskämpfen in Afrika und Asien und den Kämpfen der Bürgerrechtsbewegung in den USA wird „die Erfahrung des Kolonialismus“ ausgemacht (Blauner 1969: 393). Dieses Konzept erlaubt die Neudefinition von sogenannten „race riots“, die in den 1960er Jahren in Großstädten stattfanden, als „Ghetto revolt“. Neben der Konstruktion von Südstaaten als „Kolonien“ (O'Dell) wird demnach auch die Situation in den Ghettos der Großstädte als „kolonial“ definiert. Kennzeichen für diese Form der Kolonisierung ist, Blauner zufolge:

„[...] their segregated communities have remained controlled economically, politically, and administratively from the outside. [...] But what is true of business is also true for the other social institutions that operate within the ghetto. The educators, policemen, social workers, politicians, and others who administer the affair of ghetto residents are typically whites who live outside the black community. Thus the ghetto plays a strategic role as the focus for the administration by outsiders which is also essential to the structure of overseas colonialism.“ (Blauner 1969: 397)

Daraus folgt die Definition der Aufstände von Afroamerikanern in den Ghettos von Großstädten wie New York, Los Angeles oder Chicago als Revolten, um „Gebiet zu beanspruchen“, was folglich von Blauner als ein Phänomen der „internen Organisierung“ gesehen wird (ebd.: 398 f.). Die Revolten hätten dazu gedient, das „Bewusstsein“ von Schwarzen und Weißen zu stimulieren angesichts von „the depths of racial crisis“ (ebd.: 400). Ergebnis dieser „Krise“ – darin stimmt Blauner in bemerkenswerter Weise mit Erikson überein – sei eine „Spaltung in der Identität“ von AfroamerikanerInnen, ein „Konflikt zwischen zwei Kulturen“, der Verlust „seiner Gruppenidentität und seiner eigenen inneren Identität“ (ebd.: 401). Die Kolonialismusanalogie ermöglicht demnach die Herstellung einer Einheit zwischen den Kämpfen der Befreiungskämpfe in den ehemaligen Kolonien und den Kämpfen der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten.

27 Vgl. Alkalimat (1973: 183); Walters (1973: 200); Ladner (1973b: 421).

28 Darauf weist Blauner hin (1969: 394). Der Aufsatz wurde 1968 in einer Essaysammlung neu aufgelegt (Cruse 1968). Blauner führt folgende andere Referenzen für die Kolonialismusanalogie an: Clark (1965), Carmichael/Hamilton (1967) sowie die Bezeichnung von AfroamerikanerInnen als „colonized people“ durch den Senator McCarthy (vgl. Blauner: 395).

Es gibt allerdings auch Kritik an der Herstellung einer derart umfassenden „vorgestellten Gemeinschaft“. Fanon etwa stand Bemühungen, eine „Schwarze Welt“ über Kontinente hinweg zu konstruieren, ablehnend gegenüber (1981 [1961]: 180 ff.). Er bewertete das als „Rassisierung des Denkens“, das im europäischen Denken begründet sei, „unablässig die weiße Kultur den anderen Unkulturen gegenüber gestellt [zu] haben“. Die Probleme von AfroamerikanerInnen und AfrikanerInnen seien jedoch verschieden (ebd.). Auch unter Aktivisten der Bürgerrechtsbewegung wurde die Auffassung vertreten, dass die Situation in den Vereinigten Staaten nicht gleichgesetzt werden könne mit den Kämpfen der Dekolonisation im Gefolge Fanons und Ghandis.²⁹ Dennoch stellt die Kolonialismusanalogie eine Strategie dar, die als machtvoll gelten kann, da sie einen Eingriff in die symbolische Ordnung ermöglichte, d. h. in Normen der Bedeutungsgebung, indem eine Umbenennung der gesellschaftspolitischen und ökonomischen Situation vorgenommen wurde. Diese Umbenennung hatte mobilisierenden Charakter für die Bürgerrechtsbewegung und führte zur Herstellung einer „vorgestellten Gemeinschaft“ von ‚Kolonisierten‘. Der ‚Rassialisierung‘, d. h. der Objektivierung entsprechend von Rassenkonstruktionen, setzte man die Solidarisierung der derart Eingeschlossenen entgegen durch eine Umkehrung. Auf Fanon zurückzugreifen, bedeutete, auch die Analyse Fanons zu übernehmen: als Ursache der Abwertung von Schwarzen die Kolonialherrschaft auszumachen, nicht ihre „Konstitution“ oder „Natur“. Es handelt sich also um die Umkehrung von Naturalisierung in ein Herrschaftsverhältnis. Allerdings, und das zeigen die kritischen Einwände sowohl von Fanon als auch von beispielsweise Jones, geht mit der Herstellung einer derart umfassenden vorgestellten Gemeinschaft auch die Gefahr einher, diese Naturalisierung zu reproduzieren. Aus einem weiteren Grund ist für die Kämpfe der Bürgerrechtsbewegung der Bezug auf Fanon entscheidend. Mit Fanons Theorie über Weiße Normativität erfolgte die Thematisierung von Normen in ihrer Funktion, Herrschaftsverhältnisse zu begründen.

Exkurs: Aufstände und Revolten

Die Kolonialismusanalogie ermöglichte demnach die Neudefinition u. a. von Aufständen von Afroamerikanern in den 1960er Jahren, die auf diese Weise nicht als ausschließlich zerstörerisch, sondern als Revolte gegen eine ungerechte gesellschaftliche Ordnung und als der Beginn einer gerechteren Ordnung gefasst werden konnten. Diese Aufstände

29 Vgl. Jones (1968: 213 f.); Frazier (1973: 63 f.). Auch Blauner räumt ein, dass die Situation in den Vereinigten Staaten nicht die gleiche sei wie im Algerien Frantz Fanons und Albert Memmis (ebd.: 400).

werden als Ausdruck der Unzufriedenheit von AfroamerikanerInnen mit ihrer Situation in den Vereinigten Staaten gesehen. In der afroamerikanischen Geschichtsschreibung wird herausgestellt, dass bis in die 1940er Jahre die Angriffe Weißer Amerikaner auf AfroamerikanerInnen als „racial rioting“ definiert werden müssen (vgl. Tate 1996: 2719).³⁰ Als Beispiele für die Gewaltausbrüche von Weißen gegenüber Schwarzen zählen etwa die „New York City Draft Riots“ von 1863 und der „Atlanta Riot“ von 1906. Die Arbeitskämpfe im Anschluss an den Ersten Weltkrieg in Großstädten wie Chicago, Charleston und Washington waren oft auch Angriffe von Weißen Arbeitern auf Schwarze Arbeiter („Red Summer“, 1919). Gleichwohl gab es bereits zu Zeiten der Sklavenherrschaft Aufstände von Schwarzen (z. B. „New York Slave Revolt“, 1712). Seit den Arbeiteraufständen nach dem Ersten Weltkrieg begannen sich vor allem Schwarze Jugendliche vermehrt gegen die Angriffe Weißer zu organisieren (vgl. Tate 1996: 2719 ff.).³¹ Mit den Aufständen in Harlem (1935 und 1943) sowie in Detroit (1943) begann ein anderes Muster von „race riots“ als von Schwarzen initiierte Angriffe auf Besitz von Weißen innerhalb Schwarzer Communities, so Tate (ebd.: 2723). Diesem Muster folgten auch die Aufstände in Harlem 1964, Watts 1965, Newark und Detroit 1967. Nach der Ermordung Martin Luther Kings 1968 kam es zu Aufständen in vielen Städten der USA, wovon die größten in Kansas und Baltimore stattfanden.

Die sozialwissenschaftliche Untersuchung der „race riots“ im Auftrag der 1967 einberufenen „Kerner Commission“ („National Advisory Commission on Civil Disorders“) ist auch ein Zeichen dafür, dass der

30 Aufgrund der Geschichte der rassistischen Verfolgung von Schwarzen durch Weiße US-Amerikaner, die sich schon in der Zeit vor dem Bürgerkrieg zusätzlich zur Sklavenherrschaft in Gewaltausbrüchen von Weißen gegenüber Schwarzen entlud, nennt Tate Angriffe von Weißen gegenüber Schwarzen den „race riot“ im „klassischen“ Sinn. Nach dem Rückzug der Bundestruppen aus den Südstaaten 1877 im Anschluss an den Bürgerkrieg sei darüber hinaus eine „radikale Bewegung“ gegen Schwarze entstanden. Charakteristisch war für diese Bewegung die Begründung von Gewaltausbrüchen von Weißen gegenüber Schwarzen mit dem Gerücht der Vergewaltigung einer Weißen Frau durch einen Schwarzen Mann, so Tate. Der Ablauf eines „race riots“ wird folgendermaßen beschrieben: „In the classic ‚race riot‘ (i.e. whites attacking blacks), white mobs, usually operating with the tacit support of the police, invaded a city’s black community. The attacks were directed against both persons and property, and were in many aspects similar to lynch mobs with larger targets. Intimidated African Americans made sporadic efforts to defend themselves, but were quickly overwhelmed and forced to flee or retreat from their political and economic positions.“ (Tate 1996: 2721).

31 Vgl. hierzu auch Kerner Report: 213 ff.; 234.

Identitätsbegriff zur anerkannten Kategorie für die Beschreibung und Analyse gesellschaftlicher Ereignisse geworden ist. In einem Bericht über die Untersuchung der Aufstände in Detroit und Newark, die 1967 die schwersten Aufstände waren (Kerner Report: 32), kommen die Autoren zum Schluss, die Ursachen für die Beteiligung an einem Aufstand seien auf den Ausschluss aus der „Weißen Gesellschaft“ hinsichtlich des „ökonomischen und sozialen Lebens“ zurückzuführen sowie auf Gefühle von „racial pride“ der Aufständischen (Caplan/Paige 1968: 21). Als kennzeichnend dafür gilt, dass die „rioters“ traditionelle negative Stereotypen zurückwiesen und sie in positive umwendeten. Sie hätten einen „Sinn für Schwarzes Bewusstsein“ ausgebildet. Es ist die Rede von „racial identity“ (ebd.: 21), was an der Selbstdefinition als „black“, im Unterschied zu „Negro“ oder „colored“ festgemacht wird, in der Entwicklung von „racial pride“ sowie in dem Wunsch nach Unterricht in afrikanischer Geschichte und Sprache.³² Im Kerner Report wird der

32 Diese Erklärung wird als „blocked-opportunity theory“ bezeichnet. Demnach sahen „rioters“ rassistische Diskriminierung als Hindernis etwa für die Anstellung in einer bestimmten Arbeitsstelle, in signifikantem Unterschied zu denjenigen, die sich nicht aktiv an den Aufständen beteiligt hatten. Andere Erklärungsmuster werden als falsch ausgewiesen, wie die sogenannte „riffraff theory“ – derzufolge die Aufständischen als „deviant“ gelten, D. h. die Ursachen für aufständisches Agieren in den sozialen Akteuren ausgemacht werden. Auch eine weitere Theorie, die die Ursachen für die Beteiligung an den „riots“ in den sozialen Akteuren selbst ausmacht – „relative-deprivation-theory“ – wird nicht verifiziert. Dieser Theorie zufolge seien es vorenthaltene Möglichkeiten auf die Verbesserung der Situation in ökonomischer und sozialer Hinsicht, die zur Beteiligung an einem „riot“ veranlassen, und zwar gerade aufgrund einer bereits stattgefundenen Verbesserung, die jedoch angesichts der Möglichkeit einer weitergehenden Verbesserung als enttäuschend empfunden werde.

Im Kerner Report selbst wird ebenso argumentiert, wenn als Hauptursachen für die Aufstände erstens der Ausschluss von AfroamerikanerInnen von dem „Gewinn ökonomischen Fortschritts durch Diskriminierung in Beschäftigungsverhältnissen und Ausbildung“ sowie deren aufgezwungene Beschränkung auf „segregierte Wohnbedingungen und Schulen“ (S. 203) genannt wird. Zweitens wird Ghettobildung aufgrund von Migration von AfroamerikanerInnen vom Land in die Stadt, von den Südstaaten in die Großstädte der Nordstaaten genannt in Kombination mit dem Auszug Weißer Mittelschichtsangehöriger in die Vorstädte. Drittens wird die Ghettobildung insofern als Ursache für die Entstehung der Aufstände angesehen, als sich dabei rassistische Segregation und Armut überschneiden und gegenseitig verstärken (ebd.). Es wird unterstrichen, dass die Ghettos von Weißen Institutionen geschaffen, aufrechterhalten und geduldet wurden (ebd.: XVII). Als zentrale Ursache werden Vorurteile in der Weißen Gesellschaft gegenüber AfroamerikanerInnen genannt (ebd.: XX) sowie „racial attitude and behavior of white Americans toward black Americans“ und „White racism“ (ebd.: 203). Grundsätzlich stimmen die Ursachen, die

Begriff Identität im Sinne von „American identity“ zur Beschreibung nationaler Einheit verwendet: „Just as Lincoln, a century ago, put preservation of the Union above all else, so should we put creation of a true union – a single society and a *single American identity* – as our major goal“ (Kerner Report: 413; Hervorhebung I. J.). Bei Caplan/Paige wird der Begriff Identität als „racial identity“ eingeführt, als Synonym von „black consciousness“ (Caplan/Paige: 21). Im Kerner Report wird der Begriff „racial consciousness“ mit der Black Power Bewegung in Zusammenhang verwendet (Kerner Report: 205).³³

In diesem Gebrauch des Konzepts Identität zeigt sich eine Regelmäßigkeit, die bereits als kennzeichnend für die Rede von Identität beschrieben worden war. Es wird ein generischer Begriff – „American identity“ – hervorgebracht, indem diejenigen zum Untersuchungsobjekt gemacht werden, die als abweichend gelten – „racial identity“ und „racial consciousness“. Es ist auffällig, dass „racial identity“ nur in Bezug zu AfroamerikanerInnen thematisiert wird. So wird im Kerner Report und im Bericht von Caplan/Paige „racial identity“ und „racial consciousness“ Schwarzen zugeschrieben; bei Weißen, deren Rassismus zwar als Ursache für die Aufstände und die nach „rassischen“ Kriterien segregierte Gesellschaft angeführt wird, wird demgegenüber „racial attitude and behavior“ (Kerner Report: 203) ausgemacht. D. h. während Weißen eine als „racial“ charakterisierte „Haltung“ und als „racial“ charakterisiertes „Verhalten“ zugeschrieben wird, werden Schwarze aufgrund einer als „racial“ charakterisierten „Identität“ klassifiziert. Im Unterschied zu denjenigen Schwarzen, die nicht aktiv an den Aufständen teilgenommen hatten, wird für Schwarze, die aktiv am „riot“ teilgenommen hatten, die Ausbildung von „racial identity“ zum ausschlaggebenden Unterscheidungsmerkmal: Ursache für den Ausbruch der „riots“ war, diesen sozialwissenschaftlichen Analysen zufolge, die Ausbildung von „racial identity“. Auch in einem weiteren sozialwissen-

im Kerner Report benannt werden, mit denen, die von Caplan und Paige für die Aufstände in Detroit und Newark angeführt werden, überein.

- 33 Damit wird eine „neue Stimmung“ („new mood“) unter AfroamerikanerInnen definiert, was zur Ausbildung von Selbstachtung und gesteigertem „racial pride“ führe (Kerner Report: 205). Als Ursache für die Entwicklung dieses Bewusstseins wird „Entfremdung und Feindseligkeit gegenüber den Institutionen von Gesetz und Regierung und der Weißen Gesellschaft, die sie kontrolliert“ (ebd.: 205) ausgemacht. Die Autoren des Kerner Report äußern allerdings eine gewisse Skepsis in Bezug zu dem Begriff „black consciousness“, etwa in der Bewertung als „household phrase“. Er gilt als unklar: „[...] the term generated intense discussions of its real meaning, and a broad spectrum of ideologies and programmatic proposals emerged“ (ebd.: 233).

schaftlichen Text macht der Autor Blauner bei Weißen zwar Angst vor Machtverlust angesichts der Stärke der Black Power Bewegung aus, während bei AfroamerikanerInnen die Gefahr von Identitätsspaltung und Identitätsverlust (1969: 401) analysiert wird. Blauner als einer der Autoren, die den Begriff des Kolonialismus für die Bürgerrechtsbewegung bzw. Black Power Bewegung aufbringen, kann im Kontext der Bürgerrechtsbewegung verortet werden. Sowohl für die Autoren der Studie, die von der Kerner Commission in Auftrag gegeben worden war, als auch für einen Teilnehmer oder Sympathisanten der Bürgerrechtsbewegung kann festgehalten werden, dass die „Frage der Identität“ sich offenbar nur AfroamerikanerInnen, und zwar besonders den Aufständischen, stellt. Gleichzeitig wird im Kerner Report die nationale Einheit unter dem Begriff „American identity“ performativ hervorgebracht.

Die Rede von Identität stellt auch in diesem Zusammenhang eine Problematisierungsweise sozialer Ordnung dar. Die Beunruhigung, die von einer auf diese Weise definierten „sozialen Gruppe“ innerhalb der national definierten Gesellschaft ausgeht, wird so unter Kontrolle gebracht. Tatsächlich wird in einem weiteren sozialwissenschaftlichen Text, für die Definition von „riot“ „der akute Verlust sozialer Kontrolle“ als kennzeichnend festgelegt (Lieberson/Silverman 1965: 888). Die Drohung der in Frage gestellten gesellschaftlichen Ordnung kann mit Wagners Beschreibung von Konfigurationen der Moderne als Effekt der „organisierten Moderne“ analysiert werden, insofern Organisation mit „Konventionalisierung sozialer Praktiken in relativ kohärenter, ineinandergreifender Form mit nationalstaatsweiter Ausdehnung“ einhergehe, die in wechselseitiger Abhängigkeit stehe zur „Klassifizierung von sozialen Phänomenen“ (Wagner 1995: 120). Konventionalisierung ermögliche die Reduzierung von Ungewissheiten und sei eine „kollektive Bemühung, Steuerbarkeit der sozialen Welt zu erreichen“, indem sie „von oben“ und „von unten“ stattfinde. Zur zweiten Form von Konventionalisierung könne die kollektive Organisation von Interessen etwa in der Arbeiterbewegung gezählt werden. Konventionalisierungsformen „von oben“ werden „mit der Unterstützung des Staatsapparats“ erreicht, so Wagner (ebd.: 123). Formen der Organisation betreffen außer allokativen und autoritativen Praktiken die Repräsentationsformen, wie sie etwa in den Sozialwissenschaften geschaffen werden. Wenn seit Mitte der 1950er Jahre in den Vereinigten Staaten zunehmend Proteste artikuliert wurden, die sich mitunter ausdrücklich auf eine jahrhundertlange Entrechtung bezogen wie in der Bürgerrechtsbewegung, so waren sie auch im Widerspruch zu der von Wagner beschriebenen Konventionalisierung gesellschaftlicher Praktiken und mussten als Destabilisierung gesellschaftlicher Ordnung empfunden werden. In diesem Spannungsfeld

zwischen Konventionalisierung und Dekonventionalisierung müssen auch die sozialwissenschaftlichen Bemühungen um die Repräsentation sozialer Phänomene gesehen werden, die Formen der Bedeutungsgebung sind, d. h. soziale Realitäten als solche zuallererst schaffen. Die sozialwissenschaftliche Rede von Identität im Zusammenhang mit den Aufständen von Afroamerikanern in den Großstädten kann vor diesem Hintergrund als Form der Konventionalisierung aufgefasst werden. Neben der Konventionalisierung „von oben“, zu der die Rede von Identität in den Untersuchungen des staatlich eingesetzten Ausschusses Kerner Commission zählt, erfolgte eine Organisation „von unten“ in sozialen Bewegungen. Die Problematisierung von Identität im Kontext dieser Bewegungen wird im Folgenden untersucht.

6.2.2 Identität und der Status des Menschen

Die Problematisierung von Identität in sozialen Bewegungen wurde in den 1950er und 1960er Jahren oft als Forderung nach dem Status des Menschen vorgebracht. Dies steht im Zusammenhang mit der oben dargestellten Diskursivierung des „Menschen“ durch die völkerrechtliche Instituierung in der Charta der Vereinten Nationen und in der Menschenrechtserklärung. Im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg wurde angesichts der Ungeheuerlichkeit der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik und angesichts der Vernichtungsgewalt der im Zweiten Weltkrieg eingesetzten Atombombe die Rede vom Menschen (neu) begonnen. Im Zuge der Dekolonisation wurde u. a. von Fanon die Auseinandersetzung mit Kolonialismus und Rassismus mit dem Bezug auf den Menschen begründet. Während die Konzeption der Identität, wie oben dargestellt, für eine *wissenschaftliche Thematisierung* von „Rasse“, Nation und Geschlecht steht, erlaubt die Problematisierung des Menschen die Thematisierung einer spezifischen *Ethik* – der unhintergehbaren Gleichheit in den Rechten. Die Forderung nach dem Status des Menschen wird in dem sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ auf einer Schwelle der Wissenschaftlichkeit zu einer wissenschaftlich begründbaren Forderung. AutorInnen aus dem Kontext sozialer Bewegungen fordern den Status des Menschen ein, da es nicht mehr akzeptabel war, soziale Ungleichheit darin zu begründen, dass sozialen AkteurInnen ihr Menschsein abgesprochen wurde. Im Folgenden wird die Problematisierung von Identität in Texten von AutorInnen, die der Bürgerrechtsbewegung und der Frauenbewegung zugeordnet werden können, untersucht. Dabei soll analysiert werden, auf welche Weise die Rede von Identität von den diskurstragenden Kategorien Sprache/Normen, Einheit, Geschlecht und Entwicklung organisiert wird.

Die Einforderung des Status des Menschen in Bürgerrechtsbewegung und Black Power Bewegung

James Baldwins Warnung, „Entmenschlichung“ mache sich als „Identitätsverlust“ bemerkbar, richtet sich an AmerikanerInnen: „Our dehumanization of the Negro then is indivisible from our dehumanization of ourselves: the loss of our own identity is the price we pay for our annulment of his“ (1998 [1951]: 20). In dem Essay *Many Thousands Gone*, 1951 erstmals erschienen sowie 1955 in dem Essayband *Notes of a Native Son*, thematisiert Baldwin „Identität“ im Sinne von US-amerikanischer, d. h. nationaler Identität sowie als Bezeichnung für die Erfahrung von AfroamerikanerInnen. Baldwins Gebrauch des Identitätsbegriffs gehört also zu den frühesten Thematisierungen von Identität in dem Sinne, wie sie für die sozialwissenschaftliche Konzeption des Begriffs charakteristisch ist: kollektive Identität, entworfen als Prämisse für die Entwicklung personaler Identität. Es ist zudem eine Problematisierung sozialpolitischer Phänomene unter dem Begriff von Identität.

Die oben zitierte Passage aus Baldwins Essay ist aus mehreren Gründen bemerkenswert. Erstens ist darin ein konstitutives Element der Problematisierungsweise von Identität enthalten: die Definition von Identität *ex negativo*. Die Rede über Identität ist eine Rede über ihr Fehlen, den (drohenden) Verlust von Identität, die Zerstreung, kurz, das, was als Gegensatz von „Krise“ versus „Identität“ als konstitutiver Gegensatz der diskurstragenden Kategorie Einheit eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ rekonstruiert worden ist. Zweitens ist dies die Thematisierung von Identität im Sinne von Menschlichkeit, die für eine bestimmte Ethik steht.

Drittens wird hier nationale Identität als „we“ hervorgebracht, indem die Geschichte der Figur des „Negro“ als konstitutiv für US-amerikanische Geschichte entworfen wird. Dabei wird vollzogen, was der Autor fordert: in der Erzählung, die nun entfaltet wird, erfolgt die Anerkennung der Bedeutung dieser Geschichte des „Negro“, wird das „we“ performativ hervorgebracht *durch* die Anerkennung der Geschichte des „Negro“. Mit „we“ als generischem Begriff, der US-amerikanische Identität bezeichnet, wird hervorgebracht, was als fehlend beschrieben ist. Der Verlust bzw. die Herstellung einer nationalen Identität ist gekoppelt an „Menschlichkeit“ im Sinne einer Ethik, die den Anspruch auf den Status des Menschen begründet. Sowohl dieses „we“ als auch die Figur des „Negro“ sind auf einer phantasmatischen Ebene verortet. Die Figur des „Negro“ wird folgendermaßen bestimmt: “We cannot ask: what do we *really* feel about him. [...] The story of the Negro is the story of America – or, more precisely, it is the story of Americans. [...] One may say that the Negro in America does not really

exist except in the darkness of our minds.“ (1998 [1951]: 19; Hervorhebung i. O.).

Die Geschichte des „Negro“ repräsentiere jene „Schatten“ nationaler Geschichte, mit denen man sich auseinandersetzen müsse, um dieses „wir“ herzustellen. Soweit es gelinge, die Geschichte zu verstehen, die auf diese Weise erzählt wird, könne man sich auch der Geschichte Amerikas annähern. In dem Maße, in dem man jedoch „entfremdet“ sei von der Erzählung des „Negro“, in dem Maße seien Amerikaner sich selbst entfremdet. Der Begriff der „Entfremdung“ ist dabei der Herstellung des „we“ entgegengesetzt: Entfremdung verhindert die Herstellung des „we“.

„The ways in which the Negro has affected the American psychology are betrayed in our popular culture and in our morality; in our estrangement from him is the depth of our estrangement from ourselves. [...] The Negro in America, gloomily referred to as that shadow which lies athwart our national life, is far more than that.“ (Ebd.)

Baldwin vollzieht hier eine Umkehrung der Nationalgeschichte, derzufolge „dieser Schatten“ dem „nationalen Leben quer liegt“, indem er die Entfremdung von AfroamerikanerInnen von ihrer Geschichte als Entfremdung aller AmerikanerInnen von ihrer nationalen Geschichte herausstellt. Entfremdung steht dafür, dass AfroamerikanerInnen der Status des Menschen versagt wird, indem ihre Geschichte, ihre Realität in „Symbole und Zeichen, in Hieroglyphen“ und in Statistiken gebracht sei:

„It is only in his music, which Americans are able to admire because a protective sentimentality limits their understanding of it, that the Negro in America has been able to tell his story. [...] and the story is told, compulsively, in symbols and signs, in hieroglyphics; it is revealed in Negro speech and in that of the white majority and in their different frames of reference. [...] One may say that the Negro in America does not really exist except in the darkness of our minds. This is why his story and his progress, his relationship to all other Americans, has been kept in the social arena. He is a social and not a personal or a *human* problem; to think of him is to think of statistics, slums, rapes, injustices, remote violence; it is to be confronted with an endless cataloguing of losses, gains, skirmishes; it is to feel virtuous, outraged, helpless, as though his continuing *status* among us were somehow *analogous to disease* – cancer, perhaps, or tuberculosis – which must be checked, even though it cannot be cured. In this arena the black man acquires quite another aspect from that which he has in *life*. We do not know what to do with him in *life*.“ (Ebd.: 19 f.; Hervorhebung I. J.)

Dass die Geschichte von AfroamerikanerInnen ausschließlich in symbolischer Form (der „Symbole und Zeichen“ sowie der Statistiken) existiere, gilt Baldwin als Kennzeichen ihrer Entfremdung: Entfremdung vom Status des Menschen, vom „Leben“. Was hier aufgezeigt wird, ist die Objektivierung der Erfahrungen von AfroamerikanerInnen, indem sie kategorisiert werden, zum Symptom gemacht werden. Dabei wird die Entfremdung von AfroamerikanerInnen zur Entfremdung aller AmerikanerInnen und auf diese Weise die Herstellung „unserer Identität“ von US-AmerikanerInnen an die Geschichte von AfroamerikanerInnen geknüpft. Anders als in Eriksons Theorie, in der in der Figur der negativen Identität AfroamerikanerInnen objektiviert sind für die Ausbildung einer kollektiven nationalen Identität als „Weiß“,³⁴ wird bei Baldwin die Objektivierung von AfroamerikanerInnen zum Hindernis für die Ausbildung einer nationalen Identität.

Identität wird demnach als Thematisierung eines fehlenden Status des Menschen und im Sinne von fehlender nationaler Identität eingeführt. Der Status des Menschen ist mit einer Bedeutungsgebung im Sinne von „Leben“ verbunden, was der sozialwissenschaftlichen „Katalogisierung“, der Objektivierung in Form einer „sozialen Pathologie“ entgegengesetzt wird. Menschsein und Identität ist dem „Tod“ entgegengesetzt, wie neben der oben zitierten Passage auch Baldwins Kritik an Richard Wrights Romanfigur „Bigger“ aus dem Roman *Native Son* zeigt:

„To present Bigger as a warning is simply to reinforce the American guilt and fear concerning him, it is most forcefully to limit him to that previously mentioned social arena in which he has *no human validity*, it is simply to condemn him to *death*. For he has always been a warning, he *represents* the evil, the sin and suffering which we are compelled to reject.“ (1998 [1951]: 33; Hervorhebung I. J.)

Der Status des Menschen wird darüber hinaus an die Existenz einer kollektiven Geschichte geknüpft. Es ist die kollektive Geschichte, die Teilhabe an einer „vorgestellten Gemeinschaft“, die zur Voraussetzung für das Menschsein gemacht wird. Die Konstruktion einer kollektiven Zugehörigkeit wird zum Zeichen für „Leben“, das in der Objektivierung vorenthalten sei:

„What is missing in his situation and in the representation of his psychology – which makes his situation false and his psychology incapable of development – is any revelatory apprehension of Bigger as one of the Negro’s realities or as

34 Vgl. 5.3.

one of the Negro's roles. This failure is part of the previously noted failure to convey any sense of *Negro life as a continuing and complex group reality*. Bigger, who cannot function therefore as a reflection of the social illness, *having*, as it were, *no society to reflect*, likewise refuses to function on the loftier level of the Christ-symbol.“ (Ebd.: 30; Hervorhebung I. J.)

Die Vorenthaltung des Status des Menschen platziert die davon Betroffenen außerhalb eines gesellschaftlichen Zusammenhangs, eine Kritik an Rassismus als Herrschaftsverhältnis, wie sie auch von Fanon formuliert worden war.³⁵ Schwarze sind in dieser Logik nicht als soziale AkteurInnen konstruiert. In der Diskussion von Wrights Romanfigur Bigger wird diese Verknüpfung von Status des Menschen und Gesellschaftlichkeit explizit. Vom Status des Menschen ist das „Monster“ abgegrenzt und ihm entgegengesetzt. Als „Monster“ gilt, wer aus der national definierten Gemeinschaft ausgeschlossen ist, d. h. auch aus anderen Gemeinschaften, die im Modus der Nation definiert sind wie Minderheiten als „Unternation“.³⁶

„It is the question of Bigger's humanity which is at stake, the relationship in which he stands to all other Americans – and by implication, to all people – and it is precisely this question which it cannot clarify, with which it cannot, in fact, come to any coherent terms. He is the monster created by the American republic, the present awful sum of generations of oppression; but to say that he is a monster is to fall into the trap of making him subhuman and he must, therefore, be made representative of a way of life which is real and human in precise ratio to the degree to which it seems to us monstrous and strange.“ (Ebd.: 31)

35 Vgl 6.1.

36 Margaret Meads Erzählung über die Akzeptabilität von Witzen über „Irre“ und Afroamerikaner zu Zeiten des Zweiten Weltkriegs untermauert Baldwin's Darstellung. Im Unterschied dazu seien Witze, „die einzelne Völker betrafen“, sanktioniert gewesen (Mead in Mead/Baldwin 1973 [1971]: 100). Meads Anekdote weist auf zweierlei hin. Erstens scheint die Nation als Konzeption mit ungeheurer Bedeutung aufgeladen zu sein, was sicherlich auch auf die Kriegssituation zurückzuführen ist. Jedenfalls scheint die nationale Definition von sozialen AkteurInnen sie davon auszunehmen, Objekte von Witzen zu werden. Zweitens weist Meads Darstellung darauf hin, dass „Irre“ und „Schwarze“ aus diesen Definitionen der Nation ausgeschlossen waren: „Nun wir verwandelten sie in Irrenwitze. Die Irrenwitze, die Negerwitze – in all diesen Witzen ging es nun um Irre“ (ebd.). Zu diesem Zeitpunkt war die Definition von AfroamerikanerInnen als Minderheit offenbar nicht eine allgemein anerkannte Definition, D. h. eine Definition im Modus der Nation. Wer eine solche Definition nicht beanspruchen konnte, galt als „irre“.

Den Schwarzen zum Unmenschen zu machen, ist das Ergebnis einer rassistischen Logik, die den Menschen definiert, indem bestimmt wird, wer weniger als Mensch ist, also „subhuman“, „dehumanized“.³⁷ Was u. a. von Baldwin als „Entmenschlichung“ beschrieben wird, hat in der Geschichte der Sklavenherrschaft in den Vereinigten Staaten eine historische Grundlage in der im Recht instituierten Definition von Sklaven als Ware und als Besitz, wodurch sie nur Objekte und nicht Subjekte rechtlicher Regelungen waren (vgl. Kramer 1993: 30). Auf diese Geschichte wird im Rahmen der Bürgerrechtsbewegung Bezug genommen, wenn der Status des Menschen eingefordert wird.³⁸ SklavInnen bekamen den Namen des Sklavenhalters, der auf diese Weise seinen „Besitz“ kennzeichnete. Mit anderen Worten, sie hatten keinen eigenen Namen, da sie wie „Tiere“ behandelt worden waren, so Baldwin (1998 [1962]: 335), und 1857 von dem Obersten Gerichtshof zu „three-fifths of a man“ erklärt worden waren. Mit dieser institutionellen Praktik wird der Status des Menschen ins Verhältnis zur Namensgebung gesetzt und bedeutet für AfroamerikanerInnen bis in die Gegenwart „Namenlosigkeit“, bzw. keinen anderen Namen zu kennen als den, der einst von einem Sklavenhalter gegeben worden war (ebd.). Diese Vorenthaltung des Status des Menschen und die Nichtexistenz außerhalb der Sklavenherrschaft, bzw. des rassistischen Herrschaftsverhältnisses, das deren Vermächtnis ist, spiegelt sich in der „Namenlosigkeit“ wider, die von Baldwin und anderen angeprangert wird. In Baldwins Texten wird dies immer wieder thematisiert, etwa im Titel von Essays und Büchern.³⁹ „Namenlosigkeit“ im Sinne einer fehlenden juristischen Identität steht demnach für die Aberkennung eines Status des Menschen und wird auf Identität als psychosozialen und kollektiven Begriff erweitert.

37 Vgl. hierzu auch Frazier, der die Konstruktion von Schwarzen als „subhuman“ kritisiert (1971 [1962]: 64). Ein weiteres Beispiel ist Carmichaels/Hamiltons Kritik am Kolonialismus, er „entmenschliche“ den Schwarzen Mann und/oder Menschen („dehumanize black man“, (1969 [1967]: 47). Vgl. a. Emerson/Kilson (1966: 651), Turner (1973 [1969]: 235 ff.).

38 White Katz nennt Gesetze von 1662 (Virginia) und 1740 (South Carolina), in denen festgelegt wurde, dass der Status von Sklaven und Sklavinnen von dem Status der Mutter abgeleitet wird. In Gerichtsentscheidungen (z. B. in Maryland 1834) wurden versklavte Frauen im Sinne von „weiblichen Tieren“ und „Zuchtstuten“ definiert. Bei diesen ungeheuerlichen juristischen Praxen handelt es sich um die Legalisierung von Konventionen (White Katz 1962: 278 ff.).

39 Dazu gehört auch der Titel des Essays *Nobody knows My Name: A Letter from the South* (1959), der dem Band von 1962 den Titel verleiht (*Nobody Knows My Name*) und des Bandes *No Name in the Street*, der in den Jahren 1969 bis 1975 entstand und 1976 erstmals veröffentlicht wurde.

Dem entgegengesetzt ist der Kampf um Identität als „Menschwerdung“: „[...] this past, this endless struggle to achieve and reveal and confirm a human identity, human authority, yet contains, for all its horror, something very beautiful.“ (1998 [1963]: 342 f.). Emerson/Kilson koppeln die These von der „Unausweichlichkeit der Frage von Identität“ („inescapable issue of identity“) an die Anerkennung als „Mensch“ (1966: 651). Auf diese Weise wird die Forderung nach dem Status des Menschen zur „unausweichlichen Frage der Identität“, indem letztere in erster begründet wird. In diesem Sinn versteht auch Blauner die Aufstände in den amerikanischen Großstädten als „assertions of dignity and manhood for young Blacks in urban ghettos“, wenn an die Kämpfe der Dekolonisation angeknüpft wird (Blauner 1969: 400), und das „Zeitalter des Menschen“ („our contemporary Age of Man“) erneut ausgerufen wird (O’Dell 1966: 296).

Der Mensch als Mann

Handelt es sich bei dem neuen „Zeitalter des Menschen“ um ein „Zeitalter des Mannes“? Die Thematisierungen von „Mensch“ in den hier zusammengetragenen Texten aus dem Kontext der Bürgerrechtsbewegung und der Black Power Bewegung legen eine derartige Lesart nahe. Den Status des Menschen zu beanspruchen für Schwarze, ist oft auf den Begriff des Schwarzen Mannes gebracht.⁴⁰ Dass es sich dabei nicht um eine Eigenheit der englischen Sprache handelt, in der „man“ sowohl „Mensch“ als auch „Mann“ bedeutet, zeigen jedoch Passagen aus Texten von James Baldwin, die im Folgenden exemplarisch analysiert werden. In diesen Texten, in denen der Status des Menschen eingefordert wird, sind Reflexionen darüber, was diesen ausmache, worin das Verfehlen dieses Status besteht und welche Bedeutung dies für die Situation von allen Amerikanern und Amerikanerinnen hat. Während eine Definition des Menschen gegeben wird, wird nicht nur der Mensch als geschlechtliches Wesen definiert – nämlich als Mann. Es wird außerdem deutlich, auf welche Weise diese Definition des „Menschen“ in Geschlechterverhältnissen begründet ist und wie Geschlechterkonzeptionen und die Herstellung der Nation miteinander verflochten sind.

40 So etwa in der bereits zitierten Passage aus Blauners Text. Blauner zufolge haben die Aufstände in den 1960er Jahren eine „psychische Funktion“: „assertions of dignity and manhood for young Blacks in urban ghettos“ (Blauner 1969: 400). Ein weiteres Beispiel ist Carmichael und Hamiltons Aussage: „At all times, then, the social effects of colonialism are to degrade and to dehumanise the subjected black man“ (Carmichael/Hamilton 1967: 47).

In dem bereits zitierten Essay „Nobody Knows My Name: A Letter from the South“, 1959 erstmals erschienen sowie 1961 titelgebend für den Essayband *Nobody knows My Name*, beschreibt der Autor eine Reise in die Südstaaten der USA, wo sich seit Mitte der 1950er Jahre die Bürgerrechtsbewegung gegen die Entrechtung von AfroamerikanerInnen organisiert hatte. Die AktivistInnen stießen auf erbitterten Widerstand von Weißen Amerikanern und Amerikanerinnen, die entschlossen waren, eine entsprechend von Rassenkonstruktionen segregierte gesellschaftliche Ordnung mit Gewalt aufrechtzuerhalten und gegen ihre Anfechtungen neu zu begründen. Baldwin beschreibt in einigen der Essays den Kampf von AktivistInnen gegen die segregierten Schulen, die Angriffe von Weißen auf Schwarze Schüler, die Situation von AktivistInnen, die sich unter Lebensgefahr für die Durchsetzung der BürgerInnenrechte in den Südstaaten und in dem ganzen Land organisierten. Baldwin arbeitet in diesem Band die Konzeption von Identität weiter aus, die Fragen der kollektiven Zugehörigkeit, der Herkunft, der sozialen und historischen Bedingtheit am Ursprung persönlicher Erfahrung verortet: „[...] the question of who I was was not solved because I had removed myself from the social forces which menaced me – anyway, these forces had become interior“ (1998 [1961]: 135). Baldwins Essays sind wegen dieser Konzeption von Identität auch programmatisch zu nennen: Die „persönlichen Fragen“ (ebd.), denen der Autor in diesen Essays nachzugehen sucht, sind allgemeiner Art und letztlich Fragen der Nation. Dass sie auch Fragen der Menschheit sind, wie wiederholt angemerkt wird, bzw. dass diese als Fragen der Nation gestellt werden, hat mit der Bedeutungszunahme des Nationenkonzepts im Anschluss an den Ersten Weltkrieg zu tun.⁴¹ Sie manifestiert sich in der Erklärung der Menschenrechte, deren Verwirklichung national erfolgen soll, d. h. zur Aufgabe der Nationalstaaten erklärt wird. In diesen Zusammenhang müssen Baldwins Thematisierungen von Identität gestellt werden. Denn ihre Bedeutung beziehen sie ebenso von diesen weltpolitischen Ereignissen wie von den wissenschaftlichen Konzeptionen von Identität, „national character“ und „gender role“, bzw. „core gender identity“.

In dem Essay „Nobody Knows My Name: A Letter from the South“ thematisiert der Autor Identität im Sinne von kollektiver Identität von AfroamerikanerInnen und, ausgehend hiervon, als nationale Identität. Es werden verschiedene Topoi als Problematisierungsweisen von Identität hervorgebracht: Identität als Fehlen von Identität, Identitätslosigkeit als Namenlosigkeit, Identität als Namen, Identität als kollektiv geteilte Geschichte, Identität als Anspruch auf den Status des Menschen. Auf

41 Vgl. 5.1.

welche Weise der „Mensch“ in Geschlechterverhältnissen begründet ist, soll im Folgenden herausgearbeitet werden.

„The trouble [i.e. race riot; I. J.] will spread to every metropolitan center in the nation which has a significant Negro population. And this is not only because the ties between Northern and Southern Negroes are still very close. It is because the nation, the entire nation, has spent a hundred years avoiding the question of the *place of the black man* in it.

That this has done terrible things to black men is not even a question. [...] But the old black men I looked at down there – those same black men that the Southern liberal had loved; for whom, until now, the Southern liberal – and not only the liberal – has been willing to undergo great inconvenience and danger – they were not weeping. Men do not like to be protected, it *emasculates* them. This is what black men know, it is the reality they have lived with; it is what white men do not want to know. It is not a pretty thing to be a father and be ultimately dependent of the power and kindness of *some other man* for the wellbeing of your house.

But what this *evasion of the Negro's humanity* has done to the nation is not so well known. The really striking thing, for me, in the South was this dreadful paradox, that the black *men* were stronger than the white. I do not know how they did it, but it certainly has something to do with that as yet unwritten history of *the Negro woman*. What it comes to, finally, that the *nation* has spent a large part of its time and energy looking away from one of the principal facts of its *life*. This failure to look reality in the face *diminishes a nation* as it diminishes a person, and it can only be described as *unmanly*.“ (1998 [1959]: 207 f.; Hervorhebung I. J.)

Baldwins Anliegen ist es, die Aufstände in den Großstädten in ihrer Bedeutung zu verallgemeinern, d. h. sie als Problematik zu formulieren, die die ganze Nation angeht, entgegen der Auffassung, es handle sich um ein „Problem“ ausschließlich von Schwarzen und entgegen einer Auffassung, die Afroamerikaner *zum* „Problem“ macht. Der Autor geht aber über eine gesamtgesellschaftliche Erklärung hinaus: Die entsprechend von Rassenkonstruktionen segregierte Gesellschaft wird als Problem der verfehlten Nationenbildung, der unverwirklichten Nation entworfen sowie als Problem der unvollendeten, unvollständigen geschlechtlichen Definition. Daher kann aus der Aussage, es „entmanne“ Schwarze, von einem anderen Mann abhängig zu sein, gefolgert werden, die „Umgehung der Menschlichkeit von Afroamerikanern“ habe Konsequenzen für die ganze Nation. Das heißt, „Entmannung“ und „Entmenschlichung“, Kastration und Aberkennung des Status des Menschen, gehen ineins. Durch die Konzeption des Menschen als Mann wird die rassistische Entrechtung von Schwarzen zum Problem der fehlenden

Geschlechtlichkeit des Mannes. Die Einforderung des Status des Menschen für Schwarze in einem national definierten Zusammenhang wird auf diese Weise an ein Geschlechterverhältnis zwischen Mann und Mann und, in einer vermittelnden Weise, zwischen Mann und Frau gekoppelt: Die Frage der Nation als eine Frage der Geschlechterverhältnisse.

Es werden demnach Herstellung der Nation und Rassenkonstruktionen in ein Verhältnis zueinander gesetzt („Platz des Schwarzen Mannes“ in der Nation). Darüber hinaus werden Rassenkonstruktionen und Geschlechterkonstruktionen in ein Verhältnis gesetzt, indem die Positionierung als „Schwarz“ oder „Weiß“ als eine Positionierung des „Schwarzen Mannes“ und des „Weißen Mannes“ definiert ist. Dabei sind es mehrere Geschlechterverhältnisse oder -verhältnismäßigkeiten, die hierfür bestimmend sind. Es ist das Verhältnis zwischen Männern (zwischen Weißen und Schwarzen Mann), das Verhältnis zwischen Männern und Frauen (zwischen Schwarzen Mann und Schwarzer Frau) und schließlich das Verhältnis, in dem diese Geschlechterverhältnisse zueinander stehen. Der Platz des Schwarzen Menschen als Mann in der Nation bestimmt sich nämlich im Verhältnis zum Platz des Weißen Mannes aufgrund des Ausschlusses der Schwarzen Frau aus der Nation wie vom Status des Menschen. Die Schwarze Frau als Schöpferin des Schwarzen Mannes als Mann, der sich im Vergleich zum Weißen Mann als Mann als der Überlegener behauptet, ist gleichzeitig von diesem Kräftefeld zwischen Männern ausgeschlossen. Dass die Nation sich darin verwirklicht, dem „Leben“ und der „Realität“ wie ein Mann zu begegnen, bedeutet, Frauen aus diesem Zusammenhang herauszuidividieren.⁴² Die Schwarze Frau wird als Schöpferin der Männlichkeit des Schwarzen Mannes letztlich auch zur Schöpferin der Nation, während sie per definitionem aus der Nation und vom Status des Menschen, der als Mann definiert ist, ausgeschlossen ist. Sie fungiert als Tauschobjekt zwischen zwei Mannmenschen, die sich ihrer Menschlichkeit aufgrund dieser Position als Subjekte des Tauschs versichern. Die Schwarze Frau wird zum Symbol der Menschlichkeit des Schwarzen Mannes. Es ist gerade diese Symbolfunktion, die sie außerhalb eines Orbits des Menschen und, vermittelt darüber, der Nation platziert. Es ist also eine Nation der Menschen als Männer, die von Baldwin hier hervorgebracht wird, wenn er den Status des Menschen für Schwarze beansprucht.

In einer weiteren Hinsicht wird der Status des Menschen in Geschlechterverhältnissen begründet. Wenn der Status des Menschen die

42 In dieser Erzählung der Nation werden Frauen unabhängig von der Zuschreibung zu einer Hautfarbe herausdividiert. Baldwin thematisiert hier allerdings die Funktion der Schwarzen Frau.

Voraussetzung von Sozialität ist, so sind es sich unterscheidende Geschlechterverhältnisse, die der Definition sowohl der Sozialität als auch der Menschlichkeit zugrundeliegen. In einem anderen Essay aus dem selben Band, „The Male Prison“,⁴³ führt Baldwin näher aus, in welcher Weise Geschlechterverhältnisse den Status des Menschen bedingen. Das Geschlechterverhältnis zwischen Mann und Mann in dieser Konzeption des Menschen ist durch die Differenz zu einem homosexuellen Verhältnis gekennzeichnet. Es wird ein Unterschied gemacht zwischen „mankind“ (1998 [1954]: 232) und „masculinity“ (ebd.: 235). „Mankind“, im Deutschen Menschheit, die Menschen, der Mensch, auch die Männer, macht aus, sich über seine „Natur“ zu erheben: „[...] it is one of the greatest impulses of mankind to arrive at something higher than a natural state“ (ebd.: 232). „Masculinity“ bezeichnet demgegenüber das Verfehlen dieses Ziels: nämlich das Eingeschlossensein in die homosexuelle Beziehung zwischen Mann und Mann, „the male prison“, die außerhalb der Sozialität verortet wird und außerhalb des Menschseins. Auf diese Weise kommt ein weiteres Geschlechterverhältnis als Begründung des Menschen zum Tragen. Sozialität und Menschsein sind in dem Geschlechterverhältnis zwischen Mann und Frau begründet, das, zumindest der Möglichkeit nach, ein sexuelles ist: „[...] the possibility of entering in the communion with another sex“ (ebd.: 235).

„And again: It is one of the facts of life that there are two sexes, which fact has given the world most of its beauty, cost it no little anguish, and contains the hope and glory of the world. And it is with this fact, which might better perhaps be called a mystery, that every human being born must find some way to live. For, no matter what demons drive them, men cannot live without women and women cannot live without men.“ (Ebd.: 234)

Wenn der Autor argumentiert, das Verhältnis zwischen Mann und Frau könne Sozialität fundieren („the possibility of genuine *human* involvement“; ebd.: 234; Hervorhebung I. J.), da es in den „Tatsachen des Lebens“ begründet sei, dann nur um den Preis einer gewissen Paradoxie. Denn wenn es den Menschen definiert, sich über seine „Natur“ zu erheben, stellt sich die Frage, warum es andererseits die „Tatsachen des Lebens“ sind, deren Anforderungen der Mensch gerecht werden muss, um Mensch zu sein. Worin unterscheiden sich „Natur“ und „Leben“? Von seiner „Natur“ müsse der Mensch sich abheben, die in diesem Fall für die Abweichung von einer allgemein anerkannten Norm steht, nämlich für die Homosexualität. Dem „Leben“ müsse er gerecht werden, da

43 Der Text erschien erstmals 1954 unter dem Titel „Gide as Husband and Homosexual“.

es für die Eigenart des Menschen steht, die in Zweigeschlechtlichkeit und Komplementarität der zwei Geschlechter begründet wird. Soziale Interaktion („genuine human involvement“) ist in dieser Komplementarität der Geschlechter begründet, und in der Verbindung mit dem anderen Geschlecht eröffnete sich dem Menschen „Leben“ und „Freiheit“, die gegen die „Tyrannei der eigenen Persönlichkeit“ angeführt wird (ebd.: 235).

Diese Argumentation stimmt in bemerkenswerter Weise mit Eriksons Entwicklungsmodell der Identität überein. Im Entwicklungsstadium des jungen Erwachsenen ist als Entwicklungsziel „Intimität“ mit dem anderen Geschlecht festgelegt, dem das Verfehlen dieses Ziels in der Form der „Isolation“ entgegengesetzt ist.⁴⁴ Bei Erikson wie bei Baldwin ist die soziale Interaktion in der Komplementarität der Geschlechter, in der heterosexuellen Beziehung begründet. Dass darin „Leben“ ausgemacht wird, ist eine Argumentationsstrategie, die Wahrheitswirkung verleiht. Gegen das „Leben“ selbst kann kaum ein Gegenargument geführt werden, es ist die letzte Begründung. Es wird hier allerdings davon ausgegangen, dass mit der Argumentation, die sich auf „Leben“ als Begründung stützt, eine Norm hervorgebracht und abgesichert wird. Die Normen, um die es in diesem Fall geht, sind Norm der Zweigeschlechtlichkeit, Norm der Heterosexualität sowie eine Norm männlicher Überlegenheit. Ihre Einhaltung garantiert die Zugehörigkeit zum Menschsein, seine Sozialität und letztlich die Zugehörigkeit zur Nation. Denn was die Bestimmung des Status des Menschen sowohl in Bezug zur Nation als auch in Bezug zur sozialen Interaktion zusammenhält, ist ihre Definition als „Leben“. Die Verknüpfung von „Mensch“ mit „Nation“ und „Leben“ ist in dem Geschlechterverhältnis zwischen Mann und Mann als asexuell und dem Geschlechterverhältnis zwischen Frau und Mann als sexuell begründet.

Allerdings weist Baldwin darauf hin, dass das Verhältnis von Weibem Mann und Schwarzem Mann als Machtverhältnis durchaus eine sexuelle Dimension hat. In einem späteren Text von 1972, „No Name in the Street“, greift Baldwin die Thematik von Menschsein und Mannsein wieder auf.

„With his wet eyes staring up at my face, and his wet hands groping for my cock, we were both, abruptly, in history’s asspocket. It was very frightening – not the gesture itself, but the abjectness of it, and the assumption of a swift and grim complicity: as my identity was defined by his power, so was my humanity to be placed at the services of his fantasies.“ (Baldwin (1998 [1972]: 390)

44 Vgl. 5.1; 5.2.

In der Beschreibung der kastrierenden Geste eines Weißen Mannes gegenüber dem Autor als Schwarzem Mann, wird nicht nur die Komplizenschaft des Weißen und des Schwarzen Mannes bei dieser Entmännlichung/Entmenschlichung des Schwarzen Mannes thematisiert. Die „Angst“, die diese Handlung auslöst, bezieht sich dabei auf die Komplizenschaft der Männer – auch und gerade des Schwarzen Mannes mit dem Weißen Mann. Darüber hinaus aber kann Baldwins Text auch als präzise Beschreibung der Wirkungsweise einer Norm der Heterosexualität gelten: sie entfaltet ihre Macht aufgrund der Leugnung der sexuellen Dimension des Machtverhältnisses zwischen Weißem Mann und Schwarzem Mann. Nicht umsonst versieht der Schriftsteller Baldwin die Beschreibung dieses Aktes mit dem Attribut „abjectness“, das neben „Niedertracht“ und „Gemeinheit“ auch „Verworfenheit“ bedeutet. Es ist die sexuelle Dimension des Verhältnisses zwischen Mann und Mann, die verworfen werden muss. Die Macht des Weißen Mannes in der Tradition der Sklavenherrschaft beruht u. a. auf dieser Komplizenschaft und der Leugnung ihrer sexuellen Dimension, so wie die Unterwerfung des Schwarzen Mannes diese Verwerfung erfordert.

Entmännlichung/Entmenschlichung ist dabei in dem Objektstatus begründet, der dem Schwarzen Mann so zugeschrieben wird, sowie in der Homosexualität, die den Schwarzen Mann außerhalb des Menschseins platziert. Es ist allerdings nicht nur der Schwarze Mann, der auf diese Weise entmännlicht/entmenschlicht wird: Baldwins Intention ist es, die Entmännlichung/Entmenschlichung auch des Weißen Mannes aufzuzeigen. Die Gewalt der kastrierenden Handlung steht in gefährlicher Nähe zu dem Begehren, das ebenso entmännlicht und entmenschlicht – das homosexuelle Begehren des Mannes nach dem Mann.

Dieses Dreiecksverhältnis zwischen Mann, Mann und Frau wurde von Sedgwick mit der Konzeption des „erotischen Dreiecks“ theoretisch gefasst. Es definiert den symbolischen Tausch zwischen zwei Männern, die sich als Subjekte des Tauschs entwerfen aufgrund der Transaktion, in der eine Frau als Objekt des Tauschs figuriert (1985: 25 f.). Geregelt wird diese Konstellation durch Heteronormativität, eine Norm der Zweigeschlechtlichkeit sowie durch patriarchale Macht, die auf diese Weise reproduziert wird. Das heißt das Verhältnis zwischen dem Mann und dem Mann ist durch die Leugnung eines homoerotischen Begehrens definiert, während das Verhältnis zwischen Mann und Frau das von Subjekt und Objekt des Tauschs ist, in das die legitime Form des Begehrens eingelassen ist.⁴⁵

45 Vgl. 2.5.

Diese Verhältnisse finden sich wieder in dem Entwurf des Schwarzen Mannes als Menschen, der seinen Status exklusiv macht aufgrund des Entwurfs des Menschen als Mann, der den Status des Menschen als Mann begehrt – oder umgekehrt: die Aberkennung eines Status des Menschen als Aberkennung von Mannheit, Männlichkeit bestimmt. Die Schwarze Frau hat in dieser Konstellation die Funktion eines Objekts des Tauschs: während sie sowohl den Schwarzen wie den Weißen Mann ihrer Menschlichkeit versichert, indem sie als Objekt des Tausches deren Männlichkeit – bzw. deren graduelle Differenzierung – symbolisiert, ist sie selbst als Objekt des Tauschs von Männlichkeit wie Menschlichkeit ausgeschlossen. Anders gesagt, die Definition der Schwarzen Frau ist in dem Ausschluss von einer Subjektposition des Tauschs und damit von einer Definition als Mann sowie von dem Status des Menschen begründet. Was auf diese Weise hergestellt wird, ist eine Hierarchie von „Menschen“ als Männern, deren Positionierung von dem Grad ihrer „Männlichkeit“ abhängt.

Aus diesem Grund können die verschiedenen Autoren und Aktivist*innen den Status des Menschen für Schwarze einfordern, indem er als Männlichkeit definiert wird, oder umgekehrt die Aberkennung des Status des Menschen als Verlust der Männlichkeit problematisiert wird. Mag sich die Bewertung der Männlichkeit/Menschlichkeit von Weißen und von Schwarzen Männern in den Texten auch unterscheiden,⁴⁶ ihre Definition basiert stets auf dem Ausschluss von Frauen von der Definition als Mensch/Mann sowie auf dem Ausschluss bzw. der Leugnung eines homoerotischen Begehrens zwischen Mann und Mann. Das bedeutet allerdings nicht, dass der Schwarze und der Weiße Mann in einem Verhältnis der Gleichheit zueinander stünden. Es handelt sich um eine Hierarchie, in der Weißer und Schwarzer Mann positioniert sind. Baldwin beschreibt die Objektivierung des Schwarzen Mannes durch den Weißen Mann aufgrund eines Machtverhältnisses in der Tradition der Sklavenherrschaft. Wenn allerdings der Schwarze Mann den Status des Menschen begehrt, dann begründet er dies mit der Zuschreibung als Mann: Der Statusgewinn wird als Mann unter Männern eingefordert, wenn auch unter ungleichen. Die Hierarchiedifferenz zwischen den so ins Verhältnis gesetzten Männern, die in der Zuschreibung zu einer Hautfarbe begründet ist, kann aufgrund der Zuschreibung als Mann in Frage gestellt werden: da der Status des Menschen in der Form der Sub-

46 So bewertet etwa Baldwin in „A Letter from the South: Nobody knows My Name“ die Mannmenschlichkeit des Schwarzen Mannes höher als die des Weißen Mannes, in *No Name in the Street* dagegen problematisiert er die fehlende Mannmenschlichkeit sowohl des Schwarzen wie des Weißen Mannes.

jektposition des Mannes im symbolischen Tausch beansprucht wird, die Gleichheit der Subjektpositionen des symbolischen Tauschs geltend gemacht wird.

Geschlecht als strukturierendes Prinzip des „Menschen“

Die Objektivierung Schwarzer Frauen durch Weiße wie Schwarze Männer wurde jedoch von Schwarzen Feministinnen⁴⁷ zurückgewiesen. So stellt etwa Sarah E. Wright in einem Sammelbeitrag mit dem Titel „The Negro Woman in American Literature“ in der Zeitschrift *Freedomways* (1966) heraus, dass das Streben nach Anerkennung als Mann, sowohl Weißer als auch Schwarzer, in Form von „Angriffen auf Frauen“ vorgebracht werde (Wright 1966: 8). Besonders afroamerikanische Frauen würden in der literarischen Produktion zum Sexualobjekt sowie zur „erdrosselnden Mutter“ oder „ängstlichen Großmutter“ gemacht (ebd.: 9), bzw. zum Stereotyp der Schwarzen Hure und der Matriarchin (Marshall 1966: 20). Auch in Toni Cade Bamarras Anthologie *The Black Woman* (1970), die Texte von Schwarzen Aktivistinnen enthält, die sowohl der Black Power Bewegung als auch der Frauenbewegung zugeordnet werden können, wird diese Objektivierung von verschiedenen Autorinnen kritisiert. Dabei beanspruchen die Autorinnen erstens den Status des Menschen für Schwarze Frauen, wie z. B. Wright: „They are people who have achieved humanity“ (Wright 1966: 9). Der Beitrag von Schwarzen Aktivistinnen zu den Befreiungsbewegungen zu verschiedenen historischen Zeitpunkten wird herausgestellt und gegen Stereotypisierungen Schwarzer Frauen eingewendet (Strong 1967).

Die Kritik von Schwarzen Feministinnen zeigt zweitens ein strukturierendes Prinzip der Rede vom Menschen als Mann auf. Die Regelmäßigkeit, auf die die Autorinnen aufmerksam machen, bezieht sich dabei auf das Verfahren der Objektivierung, das die Vorenthaltung eines Status des Menschen begründe: „condemn us to categories, and thus rob us of our humanity“ (Marshall 1966: 24). Die strukturierende Wirkung dieses Verfahrens wird herausgestellt, indem analysiert wird, wie dies die Unterwerfung und Ausbeutung von Schwarzen Frauen begründe, eine Praxis, die direkt auf die Geschichte der Sklavenherrschaft zurückzuführen sei (Marshall 1966: 21).

Dabei wird nicht nur die Abwertung von Frauen kritisiert, sondern die Verquickung einer „westlichen Wertehierarchie“ („value structure of the West“; Robinson and Group 1970: 198) mit der Konzeption des Menschen als Mann postuliert: „In the Black world, the Black man could only be a man at the Black woman’s expense. In the Western

47 Zum Begriff von Feminismus, den ich in dieser Arbeit verwende, vgl. 2.4.

world, the white man could only be a man at the Black man's and the white woman's expense" (ebd.: 210). Es wird also auf die Funktionsweise einer symbolischen Ordnung aufmerksam gemacht, in der „Mann“ und „Mensch“ zum privilegierten Zeichen konvergieren, das eine privilegierte soziale Position markiert. Dass diese Privilegierung in der Bestimmung des Menschen als Mann aufgrund der Definition als rational sowie der Unterscheidung von „der Frau“, „dem Tier“ und „Schwarz“ begründet ist, wird herausgestellt. Dabei wird die Widersprüchlichkeit zwischen „Vernunft“ und „irrationaler Geringschätzung und Angst“ benannt:

„The irrational scorn and fear of WOMAN, ANIMAL, and BLACK in Western culture keeps us in reality out of history. We all know, except of certain 'house women', that history is made only by men. The word 'animal' is a male's epithet for hated and feared underdogs. We Black women are considered 'animals' by North American Black and white men who summarily over-evaluate their brain power with its pregnant offshoot, reason and 'soul'.“ (Ebd.: 198; Hervorhebung i. O.)

Der Analyse der Autorinnen zufolge, wirken Geschlechterverhältnisse und Rassenkonstruktionen bei der Herstellung des „Menschen“ zusammen. Außerdem postulieren sie einen Zusammenhang von symbolischer Ordnung und sozialer Ordnung. Mit der Hervorhebung durch Großbuchstaben wird die Konzepthaftigkeit der Begriffe „WOMAN“, „ANIMAL“ und „BLACK“ (ebd.: 198) sowie „THE MAN“ (ebd.: 209) herausgestellt, die in ein Verhältnis zueinander gebracht werden. Wenn zudem darauf hingewiesen wird, dass mit diesen Bezeichnungen sozialstrukturelle Differenzen markiert werden, wird ein Zusammenhang von symbolischer und sozialer Ordnung ausgemacht, wenn auch keine Aussage darüber getroffen wird, auf welche Weise dieser Zusammenhang hergestellt wird. Dennoch bleibt festzuhalten, dass der Aufruf zu „confrontation with THE MAN“ (ebd.: 209) sich auf die Funktionsweise einer symbolischen und sozialen Ordnung bezieht, d. h. eine umfassendere Zielsetzung ist als die Forderung nach Integration in die Konzeption des Menschen.

Die Thematisierung des „Menschen“ in Texten afroamerikanischer Aktivistinnen der Black Power Bewegung, von denen sich manche auch der Frauenbewegung zurechnen, stellt demnach eine Kritik der Diskursivierung des Menschen als Mann dar. Aus dieser Kritik heraus bemühen sich einige Autorinnen um eine neue Begrifflichkeit, indem sie Bezeichnungen wie „man“ (bzw. „mankind“) oder „human“ (bzw. „humanity“) durch „peoplehood“ ersetzen, wie z. B. Cade, die die Schaf-

fung von „new identity“ mit dieser neuen Bestimmung des Begriffs des Menschen verknüpft:

„But unfortunately, we have not been immune to the conditioning; we are just as jammed in the rigid confines of those basically oppressive socially contrived roles. For if a woman is tough, she’s a rough mamma, a strident bitch, a ballbreaker, a castrator. And if a man is at all sensitive, tender, spiritual, he’s a faggot. And there is a dangerous trend observable in some quarters of the Movement to program Sapphire out of her ‚evil‘ ways into a cover-up, shut-up, lay-back-and-be-cool obedience role. She is being assigned an unreal role of mute servant that supposedly neutralizes the acidic tension that exists between Black men and Black women. She is being encouraged – in the name of revolution no less – to cultivate ‚virtues‘ that if listed would sound like the personality traits of slaves. In other words, we are *still abusing each other’s nature* – in the teeth of experiences both personal and historical that should alert us to the horror of a situation in which we profess to be about liberation but behave in a constricting manner; we rap about being correct, but ignore the danger of having one half of our population regard the other with such condescension and perhaps fear that that half finds it necessary to ‚reclaim his manhood‘ by denying her *her peoplehood*. Perhaps we need to let go of all notions of manhood and femininity and concentrate on Blackhood. We have much, alas, to work against. The job of purging is staggering. It perhaps takes less heart to pick up the gun than to face the task of creating a *new identity*, a self, perhaps an androgynous self, via commitment to the struggle.“ (Cade 1970b: 103; Hervorhebung I. J.).

Zum einen geht es mit der Begriffswahl „peoplehood“ um eine Abgrenzung gegenüber einer Bezeichnung, die „Mann“ und „Mensch“ austauschbar macht. Zum anderen geht es Cade an dieser Stelle auch um die Überwindung von Konflikten aufgrund männlicher Dominanz zugunsten der Herstellung einer Gemeinschaft – das Plädoyer für „Blackhood“ zielt darauf, die kollektive Identifizierung gegenüber der personalen, d. h. der geschlechtlichen, in den Vordergrund zu stellen – bzw. die kollektive Identität als Schwarze gegenüber einer Identifizierung als Mann. Der Status des Menschen, und darüber die Schaffung von „new identity“, wird so an die Fähigkeit gebunden, der kollektiven Identifizierung gegenüber der personalen den Vorzug zu geben. D. h. es wird als „kollektiv“ definiert, was als „wahrer“ Ursprung von „new identity“ und „peoplehood“ gilt. Wenn „Blackhood“ als „new identity“ in einer vorgängigen „Natur“ begründet wird, wird auf diese Weise die kollektive Identifizierung mit Wahrheitswirkung ausgestattet. In diesem Sinne wird auch die Definition von „womanhood“ als im gemeinsamen Kampf be-

gründet bestimmt: „We measure their womanhood in terms of their connection to the Struggle“ (ebd.: 106).

Die Thematisierung von Identität im Sinne von: Identischsein von kollektiver Identität mit personaler Identität, kann als Indiz für die Wirkungsweise des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ gelten. Kollektive Identität wird zum fundierenden Moment für die Ausbildung von Identität, sie wird mit Wahrheitswirkung ausgestattet, indem sie als „Leben“ und „Natur“ diskursiv hervorgebracht wird.⁴⁸ Wenn Schwarze Feministinnen dabei ihrerseits den Status des Menschen beanspruchen, dann aufgrund der Analyse der Funktionsweise einer symbolischen Ordnung, in der der „Mensch“ als „Mann“, im Unterschied zum „Tier“, zur „Frau“ und zu „Schwarz“, als privilegiertes Zeichen fungiert. Die Analyse Schwarzer Feministinnen legt nahe, dass diese Formel vom Mannmenschen eine soziale Ordnung repräsentiert, die im Zusammenwirken von gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen entsprechend von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen begründet ist.

Es wird die These aufgestellt, dass ein sozialwissenschaftlicher Diskurs vom „autonomen Subjekt“ auch im Kontext sozialer Bewegungen wie der Black Power Bewegung – sowie einer entstehenden (Schwarzen) Frauenbewegung, zu der u. a. Cades Text gezählt werden kann – hervorgebracht wird. Der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt“ formiert sich demnach in einem Spezialdiskurs und im Interdiskurs. Zudem wird hier davon ausgegangen, dass spezifische soziale Bewegungsdiskurse analysiert werden können, die zur Hervorbringung von Interdiskurs wie Spezialdiskursen beitragen, diese aber nicht vollständig ausmachen. Die diskurstragende Kategorie Geschlecht strukturiert auch im Kontext sozialer Bewegungen die Rede von Identität, die im Anspruch auf den Status des Menschen begründet wird. Autoren wie Baldwin, Carmichael/Hamilton, Blauner u. a. stützen diesen Anspruch auf die Definition des Menschen als Mann. Es ist diese Konzeption vom Mannmenschen, die die Rede von Identität mit dem Attribut des „autonomen Subjekts“ ausstattet, indem „Autonomie“ in der Exklusivität des Begriffs des Menschen als Mann fundiert ist. Darüber hinaus wird „Autonomie“ in der Übereinstimmung mit bestimmten als allgemein anerkannten Normen geschaffen,⁴⁹ in diesem Fall mit einer

48 Tatsächlich kann auch „womanhood“ als Identifikationsmoment bei der Herstellung einer Gemeinschaft fungieren, wie die Entstehung der Frauenbewegung(-en) seit den 1970er Jahren zeigt. Für Männer dagegen kann nicht in diesem Sinne von kollektiver Identifizierung gesprochen werden, die eine Voraussetzung politischer Organisation wäre.

49 Vgl. 5.3.

Norm der Heterosexualität und einer Norm der Zweigeschlechtlichkeit, die einer Konzeption des Menschen als Mann zugrundeliegen und patriarchale Macht begründen. Männliche Autoren und Aktivisten der Black Power Bewegung problematisieren demnach Weiße Normativität in der US-amerikanischen Gesellschaft sowie der (europäischen) Geschichte der Moderne. Die Forderung nach dem Status des Menschen wiederum wird in Heteronormativität und Norm der Zweigeschlechtlichkeit begründet, die auf diese Weise als legitime Normen reproduziert werden. Schwarze Autorinnen und Aktivistinnen machen auf diese Funktionsweise aufmerksam, wenn sie ihrerseits Anspruch auf den Status des Menschen erheben im Zuge der Diskursivierung von Identität.

Die Konstruktion einer Spezies

Die Forderung nach dem Status des Menschen über die Diskursivierung von Identität bestimmt auch einen weiteren Text, der für die entstehende Frauenbewegung in den USA zentral war. In Betty Friedans *The Feminine Mystique* von 1963 findet sich folgende Analyse:

„It is my thesis that the core of the problem for women today is not sexual but a *problem of identity* – a stunting or evasion of growth that is perpetuated by the feminine mystique. It is my thesis that as the Victorian culture did not permit women to accept or gratify their basic sexual needs, our culture does not permit women to accept or gratify their basic need to grow and fulfill their *potentialities as human beings*, a need which is not solely defined by their sexual role.“ (Friedan 1971 [1963]: 77; Hervorhebung I. J.)

Für Friedan bietet Eriksons Identitätstheorie die theoretischen Voraussetzungen, um die Forderung nach dem Status des Menschen wissenschaftlich zu legitimieren. Dieser Analyse zufolge seien amerikanische Frauen in den 1950er Jahren in einer „Identitätskrise“. Diese Identitätskrise sei in der Wirkung der „feminine mystique“ begründet, einem bestimmten Weiblichkeitsideal, das in „merkwürdiger Diskrepanz“ zur „Realität unseres Lebens als Frauen“ stehe und zur „schizophrenen Spaltung“ führe (ebd.: 9). Friedans Analyse ist demnach eine Diagnose von „women’s ills and problems“ (ebd.: 10), wie an anderer Stelle angemerkt wird. Die „Frau“ wird selbst zur Krankheit, die die Symptome verbreitet, an denen sie leidet. Das Bild der „Frau“, gegen das Friedan ankämpft, ist die Hausfrau, produziert von „feminine mystique“, dem Ideal der Frau, die auf die Erziehung von Kindern und andere Reproduktionsarbeiten im Haushalt reduziert wird. Das führe dazu, dass Frauen, unabhängig von Bildung und Abschlüssen, geradezu verdummen.

Friedans Blick richtet sich auf Frauen der Mittelschicht, die in ihren Vorstadthäusern wie im Kerker eingesperrt seien.⁵⁰ Es kann überdies angenommen werden, dass es sich bei den von ihr befragten 80 Frauen mit Highschool- oder Universitätsabschluss sowie bei den 200 Frauen, die 1942 einen Hochschulabschluss an dem renommierten Smith College an der Ostküste der Vereinigten Staaten erwarben, überwiegend, wenn nicht ausschließlich, um Weiße Frauen handelte.⁵¹ Friedan thematisiert in ihrem Buch die Veränderung von Konzeptionen von Weiblichkeit in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und in den 1950er Jahren in den Vereinigten Staaten. Ausgewiesene Zielsetzung ist dabei die Infragestellung jener Normen, die Definitionen davon bestimmen, was zu jenem Zeitpunkt als „weiblich“ galt (ebd.: 31). Gleichzeitig werden neue Definitionen von „Weiblichkeit“ aufgestellt. Friedans Vorhaben knüpft demnach an Auseinandersetzungen über die Definition von Geschlechtern und Geschlechterverhältnissen an, die in der Nachkriegszeit und den 1950er Jahren stattfanden.⁵²

In der Frage, ob Geschlechterdifferenz angeboren oder erworben sei, bezieht auch Friedan Position, indem sie die Reduktion von Frauen auf eine biologisch begründete Funktion der Reproduktion zurückweist. Die Konzeption von Identität, die den Menschen auszeichnet, indem sie ihn über seine Biologie erhebt, und die Friedan auch für Frauen beansprucht, stützt sich dabei auf eine Verschiebung: von ihrer Biologie bestimmt sind demzufolge „primitive civilizations“ im Unterschied zu „more advanced civilizations“, wie Friedan in ihrer Kritik an Margaret Meads Darlegungen über „Männlichkeit und Weiblichkeit“ behauptet (ebd.: 140).⁵³ Wenn der Status des Menschen für Frauen eingefordert

50 In diesem Sinne führt sie Margaret Meads in den 1960er Jahren geäußerte Kritik an „the return of the cavewoman“ an (Friedan 1971 [1963]: 148).

51 Diese Annahme stützt sich darauf, dass die befragten Frauen nicht entsprechend von Rassenkonstruktionen markiert sind. Erst mit der erstarkenden Black Power Bewegung finden sich vermehrt Texte, in denen Weiße markiert werden, obschon Schwarze Autoren wie W. E. B. DuBois und Charles Chestnutt (etwa: „What is a White Man?“ von 1889) seit Ende des 19. Jahrhunderts über „Weiße“ und „Weißsein“ geschrieben hatten (vgl. dazu Stokes 2001: 180 f.). Eine Autorin, die Herrschaftsverhältnisse aufgrund von Rassenkonstruktionen thematisierte, ist Zora Neale Hurston, z. B. *Dust Tracks on a Road* von 1942; vgl. dazu Junker (2002). Zur Kritik von Friedans Reduktion auf die Situation von Weißen Mittelschichtsfrauen vgl. hooks (2000 [1984]: X f.).

52 Vgl. 5.2.

53 Friedan bezieht sich dabei auf Margaret Meads Buch *Male and Female* (1955). Sie kritisiert, dass Mead die biologische Geschlechterdifferenz in ihrer Bedeutung überhöhe und idealisiere, indem sie sich auf ihre ethnologischen Untersuchungen in der Südsee stütze.

wird, dann über die Unterscheidung und Objektivierung von „primitive civilizations“, die angeblich nicht von „human mind“ beseelt seien. Damit „Frauen“⁵⁴ in den Vereinigten Staaten in den 1960er Jahren den Status „Identität haben“ zuerkannt bekommen oder erwerben, wird scheinbar die Objektivierung anderer notwendig, indem diese auf eine Position „Identität sein“ verwiesen werden. Bemerkenswert ist dabei, dass im Unterschied zu Swards Ausführungen von 1944 und den zitierten sexualwissenschaftlichen Untersuchungen aus den 1950er und 1960er Jahren eine Norm der Zweigeschlechtlichkeit nicht mehr in Frage steht und nicht mehr verhandelt wird. Wenn Friedan die Vorstellung von biologischer Determiniertheit der Geschlechtszuordnung zurückweist und „human mind“ als Charakteristikum auch der „Frau“, in den Vereinigten Staaten jedenfalls, geltend macht, so geht es ihr vielmehr um die Problematisierung geschlechtlicher Arbeitsteilung. Die gesellschaftliche Verteilung von Arbeit wird aber, wie gerade der Kontrast zu Swards Abhandlung am Ende des Zweiten Weltkrieg zeigt,⁵⁵ zu einer Frage der Identität, bzw. der fehlenden Identität.

Im Zuge dessen wird die „Hausfrau“ zur Spezies, die dadurch gekennzeichnet ist, dass sie an „fortschreitender Entmenschlichung“ leide („progressive dehumanization“).⁵⁶ „The housewife’s problem“ (Friedan 1971 [1963]: 282), „the housewife’s syndrome“ (ebd.: 293), nämlich Identitätslosigkeit, ist nicht nur ein Problem der Hausfrau, sondern greift auf deren Kinder über:

„Over the past fifteen years a subtle and devastating change seems to have taken place in the character of American children. Evidence of something similar to the housewife’s problem that has no name in a more pathological form has been seen in her sons and daughters by many clinicians, analysts, and social scientists. They have noted, with increasing concern, a new and fright-

54 Wie oben argumentiert wurde, handelt es sich dabei um einen exklusiven Begriff von „Frau“, nämlich einer Weißen Mittelschicht zugehörig.

55 Georgene H. Swards Bericht entstand aus der Arbeit mehrerer Ausschüsse, die sich mit der Veränderung von Geschlechterverhältnissen im Laufe des und im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg befassten („Committee on Roles of Men and Women in Postwar Society of the Society for the Psychological Study of Social Issues“ und „Committee on Postwar Planning for Women of the National Council of Women Psychologists“). Er beinhaltet Daten, die die Erwerbstätigkeit von Frauen belegen, und schließt mit einem Plädoyer für einen stärkeren Beitrag von Vätern zur Kindererziehung und für die Beschäftigung von Müttern außerhalb des Haushalts (Seward 1944: 181 f.).

56 So lautet die Überschrift des 12. Kapitels, das den Zustand „Hausfrau“ mit der Situation in den Konzentrationslagern im Nationalsozialismus vergleicht (Friedan 1971 [1963]: 282 ff.).

ening passivity, softness, boredom in American children. The danger sign is not the competitiveness engendered by the Little League or the race to get into college, but a kind of infantilism that makes the children of the housewife-mothers incapable of the effort, the endurance of pain and frustration, the discipline needed to compete in the baseball field, or get into college. There is also a new vacant sleepwalking, playing-a-part quality of youngsters who do what they are supposed to do, what the other kids do, but *do not seem to feel alive or real* in doing it.“ (Ebd.: 282; Hervorhebung I. J.)

In ihrer Klage über die „Jugend“ schließt die Autorin unmittelbar an die dargestellten Debatten über die Jugend in den 1950er und 1960er Jahren in den USA an.⁵⁷ Diese waren als Problematisierungsweise gesellschaftlicher Ordnung analysiert worden. „Jugend“ ist Bedeutungsträgerin sowohl ihres Fehlens als auch ihrer Realisation, während die „Jugend“ als Problemfall (Jugendbanden, Beatniks) und Spezies definiert wird, zum Objekt sozialwissenschaftlicher Untersuchung und staatlich eingesetzter Ausschüsse wird. In Eriksons Identitätstheorie ist die Adoleszenz als die entscheidende Phase der Identitätsentwicklung entworfen. In Margaret Meads Beschreibung des „amerikanischen Charakters“ ist die Jugend – „the third generation“ – als bedeutungsgebende Instanz kennzeichnend für diesen (Mead 1946 [1943]: 57 f.). Dabei sei die Orientierung an Fortschritt und Leistung kennzeichnend für „amerikanischen Charakter“ und erkläre überdies, warum für amerikanische Jugendliche Auflehnung gegenüber der Elterngeneration keine Bedeutung habe (ebd.). Demgegenüber zeigt die Problematisierungsweise von Jugend in den 1950er und 1960er Jahren eine erhebliche Beunruhigung über etwas, was durchaus als Auflehnung der „Jugend“ gegenüber vorherrschenden Normen aufgefasst wurde. An diese Debatten knüpft Friedans Sorge um die Jugend an, wenn sie „Passivität“ und „Leblosigkeit“ bei dieser ausmacht. Dabei ist es nicht nur die „Jugend“, die hier Symptomträgerin und Spezies ist, sondern auch die „Hausfrau“: als diejenige, die die Passivität der „Jugend“ sogar verursacht, steht sie im Widerspruch zu einer Norm des Fortschritts und der Leistungsorientierung, die, Mead zufolge, „amerikanischen Charakter“ sogar auszeichne.

Mit Eriksons Identitätstheorie lässt sich dieses Phänomen als Symptom einer verfehlten und unvollständigen Identitätsentwicklung diagnostizieren, nämlich als „Identitätssperre“, die im Falle einer nicht oder nicht vollständig erfolgten „Arbeitsidentifikation“ eintritt (Erikson 2000 [1959]: 150 f.). Die unterentwickelte Identität hat, gemäß dieser Theorie, die Regression auf eben dieses Stadium der Identitätsentwicklung, in der das Entwicklungsziel nicht erreicht wurde, zur Konsequenz. Es gibt dem

57 Vgl. 5.1.

Problem, das von der Autorin zum Problem ohne Namen, zum Problem der Namenlosigkeit, d. h. des Identitätsverlusts, ausgerufen wird, das Gewicht einer wissenschaftlich definierten Problematik. Mehr noch, als Symptom wird es zum Problem psychischer Gesundheit nicht nur einzelner Frauen: Frauen als diejenigen, die die heranwachsenden Generationen erziehen, werden zur Bedrohung im größeren Ausmaß, indem sie als Symptomträgerinnen für die Ausbreitung ihres Symptoms sorgen. In Friedans Beschreibung fügt sich diese Erklärung zu einem Problem von nahezu nationalem Ausmaß: Die Aussicht auf eine Nation von Schulkindern hat etwas Alarmierendes.

Identitätsverlust als ansteckende Krankheit zu definieren, funktioniert allerdings nur für die Frau als Mutter. Wenn es auch die Absicht der Autorin ist, die „Frau“ aus der Reduktion auf Reproduktionsaufgaben zu „befreien“, indem der Anspruch auf den Status des Menschen geltend gemacht wird, dessen Vorenthaltung im Sinne von Identitätsverlust oder Identitätskrise thematisiert wird, so hat gerade diese Problemdefinition die Reduktion der Definition der „Frau“ auf Reproduktionsaufgaben zur Folge. Die Diskursivierung von Identität funktioniert über die Ausstattung mit Wahrheitswirkung aufgrund der Bedeutungsgebung im Sinne von „Leben“: das, was von Erikson als „vital“ und als „Kern“ beschrieben wird, ist nicht nur ein schwer zu fassendes Mysterium, sondern bezieht seine Wirkungsmacht auch von seiner Hervorbringung als „wahrer Ursprung“, als „Natur“ des Seins. Wenn der Anspruch auf den Status des Menschen im Sinne von Anspruch auf Identität geltend gemacht wird, so funktioniert das stets, indem auf eine „Natur“ als letzte Begründung Bezug genommen wird. Friedans Argumentation, die Anerkennung der „Frau“ als „Mensch“, indem ihr volle Identitätsentwicklung zugestanden werde, mache die „Frau“ zur „wahren Frau“, die ihren Pflichten als Mutter besser gerecht werden könne, zeigt eine Paradoxie, die in der Logik des Identitätsdiskurses selbst begründet ist. Die Autorin macht auf diese Weise gerade das zur „Natur“ der „Frau“, der sie etwas entgegensetzen wollte: die „Frau“ als „Mutter“ wird in dieser Argumentation zur letzten Begründung für die Anerkennung der Identität als „Frau“. Wahrheitswirkung erlangt die Argumentation mit Identität, da so eine „Natur“ zur Verwirklichung zu kommen scheint.

Aus einem weiteren Grund führt diese Identitätslogik in der Nachfolge Eriksons zur Naturalisierung der „Frau“, nicht nur als Mutter, sondern auch als Hausfrau. Das Entwicklungsparadigma, das die Entwicklung von Identitätslosigkeit zu einer voll ausgebildeten Identität normativ festlegt und damit gewissermaßen die Demokratisierung des „Menschen“ in Form von Identität, bringt gleichzeitig die Notwendigkeit mit sich, eine Spezies zu konstruieren, die durch das Fehlen von

Identität gekennzeichnet ist. In dieser Logik argumentiert Friedan, wenn sie die Hausfrau zur Spezies macht, die „Entmenschlichung“ und Identitätsverlust als zu überwindendes Stadium charakterisiere. In diesem Sinne legt die Autorin dar: „women have outgrown the housewife role“ (Friedan 1971 [1963]: 308). Auf diese Weise wird der Zustand „Hausfrau“ zum Ursprung der „Frau“ im Allgemeinen. Der Anspruch auf Identität, die der Reduktion auf eine spezifische „Natur“ entgegengesetzt wird, evoziert so gerade jene „Natur“, die überwunden werden sollte.

Die Diskursivierung von Identität in sozialen Bewegungen wie der Black Power Bewegung und den Frauenbewegungen in den Vereinigten Staaten ist in unterschiedlicher Weise in einer diskurstragenden Kategorie Geschlecht fundiert. Zum einen wird von männlichen Aktivisten der Bürgerrechtsbewegung und der Black Power Bewegung der Status des Menschen über die Diskursivierung von Identität beansprucht, indem dieser Anspruch in der Definition des Menschen als Mann begründet wird. Diesbezüglich kann für die Schwelle der Wissenschaftlichkeit festgehalten werden, dass die Konzeption von Identität als wissenschaftlich begründetem Begriff, in Form von Modellen, in denen sozialstrukturelle Differenzen *integriert sind*, im Unterschied zur Schwelle der Epistemologisierung, in der sozialstrukturelle Differenzen im Sinne von Differenz zwischen Mensch und Tier aus der Konzeption des Selbst ausgeschlossen sind, eine wissenschaftliche Begründung für das Begehren nach dem Status des Menschen ermöglichen. Auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit ist Geschlecht insofern eine diskurstragende Kategorie, als sie den Anspruch auf den Status des Menschen geschlechtlich strukturiert. Zum einen ermöglicht dies die Exklusivität des Begriffs des Menschen als Mann, d. h. indem Frauen von diesem Anspruch ausgenommen werden. Diese Division führt aufgrund dessen, dass sozialstrukturelle Differenzen, wie sie unter anderem die Geschlechterdifferenz darstellt, auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit als *integrierte Differenzen* hervorgebracht werden, zu einem Verweis von (Schwarzen) Frauen auf die erkenntnistheoretische und soziale Position „Identität sein“, während sie Weiße wie Schwarze Männer auf der Position „Identität haben“ installiert. Für Schwarze wie Weiße Frauen stellt auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit die diskurstragende Kategorie Geschlecht als strukturierendes Prinzip der Rede vom Menschen einen Angriffspunkt dar, um ihrerseits den Status des Menschen in Anspruch zu nehmen. Anders als auf der Schwelle der Epistemologisierung wird durch die diskurstragende Kategorie Geschlecht nicht eine absolute Differenz zwischen Mensch und Tier hergestellt, sondern eine graduelle Differenz in Form von Entwicklungsdifferenz der Ausbildung von Iden-

tität sowie als Differenz zwischen epistemologischen und sozialen Positionen „Identität haben“ und „Identität sein“.

Einheit versus Spaltung

Auch in sozialen Bewegungen wird die Problematisierung von Identität durch die diskurstragende Kategorie Einheit und den sie strukturierenden Gegensatz Einheit versus Krise organisiert. Die Thematisierung von rassistischer und sexistischer Diskriminierung, die Kritik an einer symbolischen wie gesellschaftlichen Ordnung, in der die Abwertung und Entrechtung von Schwarzen sowie von Schwarzen wie Weißen Frauen alltäglich war, während gleichzeitig die Menschenrechte in den Vereinigten Staaten von Beginn an in der Verfassung garantiert waren und die Idee einer freiheitlichen, demokratisch verfassten politischen Ordnung gewissermaßen zum Gründungsmythos gehörte, wurde in der Form von fehlender Einheit vorgebracht: Störung und Verhinderung von Einheit der Nation, der Person, der sozialen Gruppe. Indem sowohl in Spezialdiskursen, die in den wissenschaftlichen Feldern hervorgebracht werden, als auch im Interdiskurs, der u. a. in einigen Texten von AktivistInnen produziert wird, verschiedene sozialpolitische Phänomene als „Krise“, „Konflikt“, „Spaltung“ und „Entfremdung“ beschrieben werden, die in der Schaffung von „Einheit“ zu überwinden sind, wird ein sozialwissenschaftlicher Diskurs vom „autonomen Subjekt“ hergestellt. In wissenschaftlichen wie auch in nichtwissenschaftlichen Diskursen, die sich zuweilen nicht auseinander dividieren lassen, wird demnach eine sozialwissenschaftliche Konzeption vom „autonomen Subjekt“ hervorgebracht. Die Thematisierung von Identität in Texten von AktivistInnen und Aktivistinnen der sozialen Bewegungen erfolgt unter anderem über die Thematisierung fehlender Einheit in der „Krise“, „Spaltung“ etc.

Die rassistisch segregierte Gesellschaft in den Vereinigten Staaten, soziale Ungleichheit, sowohl zwischen Weißen US-Amerikanern und Afroamerikanern als auch unter Afroamerikanern, sowie Weiße Normativität werden vielfach im Sinne von „Krise“ definiert. Eine Reihe von Publikationen werden unter diesem Titel herausgebracht.⁵⁸ Blauner etwa definiert die Aufstände und Revolten in den Großstadtghettos in den 1960er Jahren als „crisis in American life“,⁵⁹ woraus die Frage nach dem

58 Dazu gehören z. B. *Crisis in Black and White* von Charles E. Silberman (1966), *Crisis of the Negro Intellectual* von Harold Cruse (1968), *Racial Crisis in America* von Lewis Killian und Charles Crigg (1964). Zu weiteren Thematisierungen von „Krise“ in Bezug auf gesellschaftliche Phänomene vgl. a. 5.3.

59 Carmichael/Hamilton sprechen in Bezug zur Kritik an den politischen Institutionen von „racial crisis in America“ (1969 [1967]: 56).

„Charakter unserer Gesellschaft“ („the character of our society“) abgeleitet wird (Blauner 1969: 394). Die Nation, die national definierte Gesellschaft, wird im Sinne von „Leben“ und „Charakter“ bestimmt, wobei „character“ in der deutschen Übersetzung die Bedeutungen von „Wesen“, „Natur“, „Persönlichkeit“, auch „Eigenart“, „Kennzeichen“, „Eigenschaft“ hat. Oben waren u. a. die Anwendung des Identitätsbegriffs zur Beschreibung und Analyse sozialpolitischer Phänomene sowie die Voraussetzung kollektiver Identifizierung für die Ausbildung personaler Identität als Kennzeichen des sozialwissenschaftlichen Identitätsdiskurses aufgezeigt worden. Dabei bezieht sich der Begriff der Krise u. a. in Eriksons Identitätstheorie sowohl auf Einzelne als auch auf gesellschaftliche Phänomene. Der Begriff der Identität ermöglicht es, als „Krise“ der Nation oder der sozialen Gruppe zu definieren, was als die „Krise“ von sozialen AkteurInnen analysiert wird. Dass die Nation als Person entworfen ist, entspricht auch dem Konzept des „Nationalcharakters“. Der Begriff der Krise als ein medizinischer Ausdruck trägt mit dazu bei, gesellschaftliche Phänomene individuell zu definieren, was in der Konzeption von Nation als Organismus, als Volkskörper zum Ausdruck kommt. Mit anderen Worten, eine auf Einzelne bezogene Diagnose wird zur Analyse sozialer Phänomene.

Das Konzept der Krise spielt auch in der marxistischen Theoriebildung eine wichtige Rolle. Demzufolge manifestiert sich der widersprüchliche Charakter der kapitalistischen Produktionsverhältnisse in Form einer Krise, wodurch eine Revolution ermöglicht und notwendig wird. Dabei ist es nicht eine ökonomische Krise allein, die die Notwendigkeit einer Revolution zur Folge hat, sondern eine umfassendere, „nationale Krise“.⁶⁰ Dass rassistische Verhältnisse im Zusammenhang des Black Power Movements als „Krise“ definiert wurden, bedeutet, aus der Analyse im Sinne eines Widerspruchs zu Verfassung und nationalen Gründungsmythen auch die Notwendigkeit ihrer Veränderung zu folgern. In Eriksons Modell der Identitätsentwicklung ist „Krise“ als notwendiges und gleichzeitig zu überwindendes Moment von Identitätsentwicklung definiert. Hay beschreibt das Phänomen, dass „Krise“ in den 1990er Jahren in England allgegenwärtig ausgemacht wurde, d. h. sowohl eine marxistische als auch eine Analyse der Neuen Rechten war. Seine Analyse des Konzepts führt zu der Schlussfolgerung, „Krise“ nicht als eine „objektive Bedingung“ zu begreifen, sondern als ein „umkämpftes diskursives Konstrukt“ (1995: 65).

60 Das Postulat der nationalen Krise als Voraussetzung für eine Revolution geht auf Lenin zurück, vgl. Lipietz (1986: 712 ff.).

In diesem Sinne wird in dieser Arbeit die Analyse von „Krise“ und „Entfremdung“ in sozialwissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Texten sowie in Texten aus dem Zusammenhang sozialer Bewegungen im Allgemeinen nicht als Analyse einer „objektiven Bedingung“ verstanden, sondern als diskursive Hervorbringung. Die Problematisierung rassistischer gesellschaftlicher Praktiken im Sinne von „Krise“ einer „Person“ – sei sie nun „individuell“ oder „national“, d. h. kollektiv, definiert – transportiert gleichermaßen die Aussicht auf deren Aufhebung als logische und erwartbare Folge in einer normativen Entwicklung von Identität. Gleichzeitig lässt sich sagen, dass es auch die Rede vom „Charakter“ der Nation, von der „Krise“ der Nation im Kontext sozialer Bewegungen ist, wodurch diese Problematisierung zur legitimen, d. h. allgemein anerkannten Problematisierung sozialpolitischer Phänomene und Ereignisse wird. Diskursanalytisch gesprochen, kann die Problematisierung von Rassismus im Sinne von „Krise“ durch Blauner, Silberman, Carmichael/Hamilton u. a. als Hinweis auf die Hervorbringung eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ sowohl in Spezialdiskursen als auch im Interdiskurs gelten. Der Text von Blauner trägt sowohl zur Hervorbringung von Spezialdiskursen (Sozialwissenschaften) als auch des Interdiskurses bei, insofern er im Kontext der Bürgerrechtsbewegung und Black Power Bewegung entsteht. Die Texte von Carmichael/Hamilton und Silberman sind als programmatische und journalistische Texte aus dem Kontext des Black Power Movements eher dem Interdiskurs zuzurechnen. Die Verbreitung einer Problematisierungsweise bestimmter gesellschaftspolitischer Phänomene und der sie bedingenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse im Sinne von „Identität“ findet auf diese Weise mit Texten statt, die zur Hervorbringung von Spezialdiskursen und des Interdiskurses beitragen, bzw. diese miteinander vermitteln.

Die Rede von „Entfremdung“ gehört auch zu den Problematisierungen von Herrschaftsverhältnissen aufgrund von Rassenkonstruktionen. So konstatiert Blauner die „Entfremdung vieler armer und weniger armer Schwarzer von diesem System“ (ebd.: 399). Auch andere Autoren sowohl der Black Power Bewegung, bzw. der Bürgerrechtsbewegung, als auch der staatlich initiierten Untersuchung der sogenannten „race riots“ problematisieren die rassistisch segregierte Gesellschaft in den Vereinigten Staaten im Sinne von „Entfremdung“.⁶¹ Dabei unterscheiden sich die Thematisierungen von Entfremdung hinsichtlich ihres Bezugs. In allen hier angeführten Texten wird Entfremdung von vorherr-

61 Vgl. Emerson/Kilson (1966: 650), Baldwin (1998 [1951]: 19; 1998 [1950]: 89 f.; 1998 [1954]: 100), Carmichael/Hamilton (1969 [1967]: 167), Kerner Report (1988 [1968]: 284).

schen Normen und von Institutionen der US-amerikanischen Gesellschaft, von Institutionen des Nationalstaats (besonders der Polizei) als Ursache für wachsenden Widerstand der afroamerikanischen US-BürgerInnen, und männlicher Jugendlicher im Besonderen, thematisiert. Entfremdung wird demzufolge als die Ursache für den Ausbruch der sogenannten „race riots“ in den 1960er Jahren analysiert.

Bei manchen stellt die Thematisierung von Entfremdung eine Problematisierungsweise von „nationaler Identität“ dar. Explizit ist dies bei Baldwin sowie im Kerner Report.⁶² Allerdings geht es Baldwin darum, die Entfremdung aller US-amerikanischen BürgerInnen herauszustellen, insofern sie von der Geschichte der Figur des „Negro“ entfremdet blieben (1998 [1951]: 19). An einer anderen Stelle wird Entfremdung als charakteristisch für die „amerikanische Erfahrung“ im Allgemeinen dargestellt (1998 [1950]: 89; [1954]: 100). Anders dagegen ist die Thematisierung von Entfremdung im Kerner Report. Hier steht Entfremdung für die Erfahrung vor allem der BewohnerInnen in den Ghettos der Großstädte bezüglich der Institutionen des Nationalstaats (1988 [1968]: 284). Auch im Kerner Report ist allerdings die Herstellung nationaler Identität ausdrücklich eine Zielsetzung, die gegen die „race riots“ und eine der ausgemachten Ursachen – der Entfremdung afroamerikanischer BürgerInnen – eingebracht wird. Betont wird hier die Notwendigkeit der Herstellung von nationaler Einheit in der amerikanischen Identität.

Entfremdung von den nationalstaatlichen Institutionen in Zusammenhang mit Black Power Programmatik, in der die Herstellung von „black consciousness“ propagiert werde, wird im Kerner Report als eine der Ursachen für die Aufstände Schwarzer Jugendlicher ausgemacht (ebd.: 205). Diese Klassifikation als Entfremdung bringt es wiederum mit sich, dass die Schwarze Bevölkerung mit einer weiteren, als Problemgruppe definierten Gruppe analog gesetzt wird: ähnlich wie bei der Weißen „Jugend“ sei bei AfroamerikanerInnen eine Entfremdung gegenüber den Institutionen der amerikanischen Gesellschaft festzustel-

62 Baldwin verwendet allerdings zuweilen den Begriff „estrangement“ (1998 [1951]: 19) im Unterschied zu den anderen hier zitierten Autoren, bei denen die Bezeichnung „alienation“ gängig ist. In allen anderen hier angeführten Textstellen, die alle aus Baldwins Essayband *Notes of a Native Son* entnommen sind, wird der Begriff „alienation“ verwendet. „Estrangement“ bezieht sich auf Entfremdung zwischen zwei Personen, z. B. bei einem Liebespaar. „Alienation“ dagegen entspricht dem Begriff der Entfremdung wie er etwa von Rousseau im Sinne vertragstheoretischer Entäußerung verwendet wird, sowie von Hegel in Bezug zu Bewusstsein, oder von Marx in Bezug zu Arbeit.

len.⁶³ Mit dem Argument, dass die Bevölkerung in den Großstadtghettos sowieso überwiegend aus Jugendlichen bestehe, werden auf diese Weise zwei als Problemgruppen ausgemachte Gruppen in Übereinstimmung gebracht. Sie werden als Krisenphänomene ausgemacht, die gesellschaftliche Ordnung destabilisieren: „the rising incidence of disruptive conduct“ (ebd. 205). In Zusammenhang mit der Diskussion der Black Power Bewegung bei der Verbreitung der Vorstellung von „black consciousness“ (ebd. 232 ff.), wird die Ausbildung von „black consciousness“ als Ursache für den Ausbruch der Aufstände in den Ghettos in der Bedeutung eines entscheidenden Faktors für die Destabilisierung der Gesellschaft noch unterstrichen.

Problematisiert wird auf diese Weise in Form eines Interdiskurses wie von Spezialdiskursen die Nation und ihre symbolische Ordnung als fehlende Einheit der Person. Auf der Ebene des Kollektivs wird die „Krise“ der Einheit dingfest gemacht, indem eine Spezies bestimmt wird, die die Einheit gefährdet: Es wird eine „soziale Gruppe“ ermittelt, die die „Schwarzen“, die „Jugend“, die „Frauen“, deren Gefahrenpotential gerade darin zu bestehen scheint, dass sie sich „inmitten“ der national definierten Gesellschaft befinden, wie es etwa Coleman bezüglich der „Jugend“ als „adolescent society“ formulierte (1981 [1961]: 9). Wie oben dargestellt, werden sie als Personenkategorien hervorgebracht im Zuge der Entstehung von wissenschaftlichen Feldern zu ihrer Untersuchung. Auf diese Weise werden sie kontrollierbar als Objekte von sozialwissenschaftlichen Untersuchungen und staatlichen Integrationsbemühungen. Die Thematisierung von Entfremdung als Gegensatz von Identität erfolgt deshalb als Problematik von Integration oder fehlender Integration und wird im Kontext der Bürgerrechtsbewegung und des Black Power Movements kontrovers diskutiert.

Emerson/Kilson etwa stellen einen direkten Zusammenhang zwischen fehlender Integration und Entfremdung von AfroamerikanerInnen bezüglich der US-amerikanischen Gesellschaft und der Ausbildung von Identität fest. Identität steht dabei für die Identifizierung mit einer kollektiven Gruppe, sei es die US-amerikanische Gesellschaft oder Afrika.

„Failure to integrate the Negro into the total American society must surely intensify his alienation from that society, and hence make more likely an

63 Lieberson/Silverman, die im Anschluss an Aufstände von Afroamerikanern Anfang der 1960er Jahre auslösende Faktoren und Bedingungen untersuchten, machen in einem ähnlichen Argumentationsmuster als entscheidende Bedingung für den Ausbruch von Aufständen von Afroamerikanern das „inadequate Funktionieren sozialer Institutionen“ aus (Lieberson/Silverman 1965: 897).

identification with Africa. [...] Africa is a part of the identity of the Negro American: how large and what kind of a part has varied from man to man and generation to generation. The future destiny of that identity depends on the United States, on Africa, and on the relation between the two.“ (Emerson/Kilson 1966: 650)

Hier wird Entfremdung und fehlende Integration als Ursache für die Entstehung der Identität von AfroamerikanerInnen aufgrund einer Identifizierung mit Afrika ausgemacht. Umgekehrt würde eine gelungene Integration in die US-amerikanische Gesellschaft eine Identität von AfroamerikanerInnen aufgrund der Identifizierung mit ihr bedeuten. Integration in einen bestimmten kollektiven Zusammenhang wird demnach als Voraussetzung für die Ausbildung von Identität entworfen. Die Frage der Identität allerdings sei unausweichlich, so Emerson/Kilson: „the inescapable issue of identity“ (ebd.: 651). Dabei unterscheiden sich die Auffassungen darüber, ob diese Frage für alle Amerikaner „unausweichlich“ ist, wie Baldwin postuliert, oder für Afroamerikaner im besonderen, wie die Thematisierung von Emerson/Kilson nahe legt.⁶⁴

Viele AktivistInnen der Black Power Bewegung begegneten der Forderung nach Integration in ein US-amerikanisches „System“ jedoch ablehnend. Franklin E. Frazier z. B. vertritt in seiner Kritik an afroamerikanischen Intellektuellen die Meinung, Integration sei nicht auf soziale Mobilität zu reduzieren (1971 [1962]: 63 ff.). Integration bedeute für die meisten afroamerikanischen Intellektuellen ihre „Vernichtung“:

„The truth of the matter is that for most Negro intellectuals, the integration of the Negro means just the opposite, the emptying of his life of meaningful content and ridding him of all Negro identification. For them, integration and eventual assimilation means the annihilation of the Negro – physically, culturally, and spiritually.“ (Ebd.: 65)

In diesem Text steht „Entfremdung“ für die Entfremdung von einem afroamerikanischen Kollektiv: „[...] alienated from the masses. It is also an indication of the failure of the intellectual leaders to perform their role in relation to the Negro. They have failed to dig down into the experience of the Negro and provide the soul of a people“ (ebd.: 64).

64 Baldwin thematisiert Entfremdung als Gegensatz zur Herstellung eines national definierten „we“. Entfremdung wird dabei als Entfremdung der Nation, in dem generischen „we“ auf den Begriff gebracht, von der Geschichte von AfroamerikanerInnen in den Vereinigten Staaten und auch von der Geschichte des Mythos, den die Figur des „Negro“ ausmacht (1998 [1951]: 19 f.).

Die Idee der Integration in diesem Sinne wird auch von Carmichael/Hamilton zurückgewiesen. Integration wird erstens als Zielsetzung der Mittelklasse abgelehnt, wobei die Mittelklasse als Gegensatz zu „Menschheit“ und indirekt zu „Leben“ konstruiert wird, indem ihr attestiert wird: „that class – as a whole – is *without viable conscience* as regards *humanity*“ (Carmichael/Hamilton 1969 [1967]: 54; Hervorhebung I. J.). Begründet wird dies in ihrer ökonomischen Bestimmung der „materiellen Anhäufung“.⁶⁵ Als solche sei sie als „das Rückgrat institutionellen Rassismus“ verantwortlich für Rassismus in den Vereinigten Staaten (ebd.). Zweitens findet auf diese Weise eine Abgrenzung zur Politik der Bürgerrechtsbewegung statt: „The advocates of Black Power reject the old slogans and meaningless rhetoric of previous years in the civil rights struggle. The language of yesterday is indeed irrelevant: progress, non-violence, integration, fear of ‚white backlash‘, coalition“ (ebd.: 64).

Drittens wird die Forderung nach Integration kritisiert, da damit die Annahme verbunden sei, dass die Schwarze Community keinen Wert besitze (ebd.: 67). Sie basiere auf der Idee, „Weiß“ sei automatisch überlegen und „Schwarz“ minderwertig (ebd.: 68). Deswegen diene die Forderung nach Integration der Aufrechterhaltung Weißer Vorherrschaft („white supremacy“) (ebd.). Darauf baut die Argumentation auf, die Integrationsidee erfordere, dass Schwarze „ihre Identität aufgeben und ihr Erbe leugnen müssen“: „Integration‘ also means that black people must give up their identity, deny their heritage. [...] The fact is that integration, as traditionally articulated, would abolish the black community“ (ebd.: 69).

Diese Befürchtung, zum Verschwinden gebracht zu werden, wurde von vielen AktivistInnen geäußert.⁶⁶ Baldwins Darstellung der Affinität von „leer machen“ und „weiß machen“ macht deutlich, wie Überlegenheitsanspruch durch Weiße Normativität mit Homogenisierung durch Normalisierung zusammenwirken: „Time has made some changes in the Negro face. Nothing has succeeded in making it exactly like our own, though the general desire seems to be to make it blank if one cannot make it white“ (Baldwin 1998 [1951]: 20).

Beachtenswert ist allerdings, dass die Weigerung, sich von Weißer Vorherrschaft unterwerfen zu lassen, sich vereinnahmen zu lassen, die Konstruktion der Schwarzen community als „identity“ und „personality“ nach sich zieht. Die Forderung nach „integrity“ – „the idea of cul-

65 „The values of that class are based on material aggrandizement, not the expansion of humanity“ (Carmichael/Hamilton 1969 [1967]: 54).

66 Vgl. Frazier (1973: 56 ff.); Alkalimat (1973 [1969]: 180); Turner (1973 [1969]: 249 ff.).

tural integrity“ – die gegen „integration“ gesetzt wird, erfolgt in der gleichen Logik, nämlich einen kollektiven Zusammenhang als „Person“ und „Persönlichkeit“ zu entwerfen:

„The *racial and cultural personality* of the black community must be preserved and that community must win its freedom while preserving its cultural *integrity*. Integrity includes a pride – in the sense of self-acceptance, not chauvinism – in being black, in the historical attainments and contributions of black people. No person can be healthy, complete and mature, if he must deny a part of himself; this is what ‚*integration*‘ has required thus far. This is the essential difference between integration as is currently practised and the concept of Black Power.“ (Carmichael/Hamilton 1969 [1967]: 69; Hervorhebung I. J.)

Die thematisierte „Krise“ oder „Entfremdung“, die durch die Ausbildung von „Identität“ überwunden werden soll, erfordert die Konstruktion eines kollektiven Zusammenhangs als „Person“, die „Persönlichkeit“ und „Integrität“ auszeichnen soll. Dabei sind nicht nur Analogien zu Eriksons Identitätstheorie feststellbar, sondern auch zu der Konstruktion von „national character“. Wenn die Schwarze community als „new ethnic group“ entworfen wird (ebd.: 58), so wird dabei nicht nur an die Problematisierung der Nation als „Charakter“ und „Person“ angeknüpft, sondern auch an die Aufteilung der Welt entsprechend von „Nationen“ sowie Minderheiten als „Unternationen“ aufgrund der Durchsetzung dieses Prinzips im weltpolitischen Rahmen und internationalen Recht.

Diese Problematisierungsweisen können mit Wagner als Formen der Konventionalisierung sozialer Praktiken im Zusammenhang von Figureationen der „organisierten Moderne“ analysiert werden (1995: 120 ff.). Die „kollektive Bemühung, Steuerbarkeit der sozialen Welt zu erreichen“, z. B. durch die Klassifizierung sozialer Phänomene und „Durchsetzung einer gesellschaftsweiten Verwendung dieser Klassifikationen“, führe auch zu ihrer Vergegenständlichung und Naturalisierung (ebd.: 123 f.). Diese diskursive Hervorbringung sozialhistorischer Ereignisse findet dabei *auch* in sozialen Bewegungen statt. Dies bezeichnet Wagner als Konventionalisierungsbemühungen „von unten“ (ebd.). Die Idee der Integration erfordert die Definition von abgrenzbaren Entitäten, die Definitionen einer Spezies, die als Teil eines Ganzen entworfen ist. Die Forderung nach „Integrität“ steht nicht unbedingt im Widerspruch zur Forderung nach „Integration“, sondern baut auf den selben Voraussetzungen auf: die Definition sozialhistorischer Ereignisse im Sinne einer Aufteilung in spezifizierbare Entitäten mit einer bestimmbarer „Natur“ oder einem bestimmbarer „Charakter“.

Normalismustheoretisch kann die Definition spezifizierbarer Einheiten als Voraussetzung von Homogenisierungsverfahren analysiert werden. Um eine Normalverteilung, am treffendsten symbolisiert durch die Gaußkurve, zu generieren, ist „atomisierende ‚Vorarbeit‘“ erforderlich (Link 1997: 342). Das Postulat einer „eigenen Natur“, das in sozialen Bewegungen vorgebracht wurde, scheint zunächst der Eindimensionalisierung zu widersprechen. Erfolgreich ist dieses Postulat aber auch, da auf diese Weise die Rede von sozialen Phänomenen hervorgebracht wurde, die zu diesem Zeitpunkt akzeptabel war. Als „sperriges Gebiet“ steht die „eigene Natur“ bestimmter sozialer Gruppen der normalistischen Inklusion zunächst entgegen. Die „Frage der Identität“, die sich nun zunehmend alle stellen, arbeitet aber ganz im Sinne der Normalisierung: sie wirkt auf die Inklusion auf einem eindimensionalen Kontinuum hin, indem sie diese zunächst exkludierten Gebiete zu gleichartigen, wenn auch „eigenartigen“, d. h. spezifizierten, Entitäten umdefiniert. Als solche werden sie sich, so die normalistische Ideologie, zu einem spezifischen Ausschnitt auf der Kurve der Normalverteilung umgruppieren.

Die Forderung nach „Integrität“ (Carmichael/Hamilton) und „Identität“ (Friedan), die aus der Analyse Identitätskonflikt, Identitätskrise und Identitätsspaltung gefolgert wird, weist darauf hin, dass auch in sozialen Bewegungen der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt“ hervorgebracht wird. Soziale Phänomene als „fehlende Einheit“ der Person, der sozialen Gruppe oder der Nation zu analysieren, ist nicht in einer „objektiven Bedingung“ begründet, sondern ist eine spezifische historische diskursive Konstruktion. Der Bezug auf Erklärungsmuster der marxistischen Analyse oder das Identitätsmodell ermöglicht es, die Veränderung der sozialpolitischen Situation als „Notwendigkeit“ zu begründen. D. h. die Problematisierung von „Krise“ und „Entfremdung“ ermöglicht ein politisches Programm, das Veränderung – in Form von Identitätsentwicklung oder Revolution – als eine „notwendige“ Folge begründet. Auf diese Weise wird aber auch ein Beitrag zu dem soweit rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ gemacht. „Identitätsentwicklung“ wird zur Notwendigkeit. Die Einheit der Person, der sozialen Gruppe und der Nation einzufordern, präsentiert die Möglichkeit, sowohl die Analyse dieser spezifischen historischen gesellschaftspolitischen Situation als auch Perspektiven auf ihre Veränderung in einer zu diesem Zeitpunkt akzeptablen Weise zu formulieren.

Umkehrung von Entwicklung

Die diskurstragende Kategorie „Entwicklung“ ist auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit in ein Modell der Identitätsentwicklung gebracht. Auf diese Weise erfolgt die Diskursivierung sozialstruktureller Unterschiede im Sinne von graduellen Differenzen der Identitätsausbildung sowie die Hervorbringung von entsprechend dieses Modells der Identitätsentwicklung definierte Differenzen als hierarchisch angeordnete Differenzen. Es ist u. a. dieses Schema der Identitätsentwicklung, das die Hervorbringung struktureller und anderer sozialer Unterschiede als *integrierte Differenzen* der Identitätsentwicklung bedingt, was als kennzeichnend für eine Schwelle der Wissenschaftlichkeit eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ ausgemacht wurde. Im Folgenden werden zwei Beispiele für die unterschiedliche Funktion von „Entwicklung“ in der Problematisierung von Identität in Texten aus dem Kontext der Bürgerrechtsbewegung und der Frauenbewegung dargestellt.

Zum einen handelt es sich um eine Umkehrung der Dichotomie von „zivilisiert“ – „primitiv“. Es wird z. B. argumentiert, dass diejenigen Staaten, die sich als „zivilisiert“ oder „frei“ definieren, auf Kolonialherrschaft basieren. „Frei“ sind sie nur aufgrund der Freiheitsberaubung und Ausbeutung anderer Länder und Gebiete und den dort lebenden Menschen als Sklaven, so Gordon (vgl. Gordon 1962: 305). So wird Südafrika etwa der Status eines „zivilisierten“ Staates unter „zivilisierten“ Staaten in der UNO abgesprochen. Es wird also auf diese Weise ein Gegensatz, der z. B. bei G. H. Mead die Konstruktion des Selbst als „organisiert“ und als „rational“ handelnd strukturiert, in seiner legitimierenden Funktion in Frage gestellt. Darüber hinaus wird die Bedeutung von „zivilisiert“ in ihr Gegenteil verkehrt, indem gezeigt wird, dass das, was als „frei“ und „zivilisiert“ gilt, die Freiheit einiger weniger auf Kosten der Freiheit anderer darstellt.

Zum anderen wird die Dichotomie von „fortschrittlich“ und „primitiv“ für die Begründung der Selbstdefinition als „fortschrittlich“ eingesetzt. So argumentiert z. B. Friedan, wenn das Vorhaben, die Naturalisierung von Frauen, die Reduktion auf Reproduktionstätigkeiten, als Folge der „feminine mystique“ aufzuzeigen, sich auf die Naturalisierung von „primitive civilizations“ in Abgrenzung von „advanced civilizations“, d. h. auf deren Reduktion auf die „Natur“ stützt.

„In the primitive civilizations of the South Sea islands, anatomy was still destiny when Margaret Mead visited them. [...] It must have been much easier to see biological differences between men and women as the basic force in life in those unclothed primitive peoples. But only if you go to such an island with

the Freudian lens in your eye, accepting before you start what certain irrelevant anthropologists call the toilet paper theory of history, will you draw from observations in primitive civilizations of the role of the unclothed body, male or female, a lesson for modern women which assumes that the unclothed body can determine in the same way the course of human life and personality in a complex modern civilization.“ (Friedan 1971 [1963]: 140)

Während das Beispiel von Gordon auf die Funktion der Umkehrung verweist, stellt Friedans Vorgehen eine Neuformulierung des Gegensatzes von „primitiv“ – „zivilisiert“ dar, der die diskurstragende Kategorie Entwicklung auch auf der Schwelle der Epistemologisierung organisiert. Es handelt sich um ein Vorgehen, das den Anspruch auf den Status des Menschen für die „Frau“ begründet. Dieser ist exklusiv gemacht durch die Differenz „primitiv“ – „zivilisiert“. Den Status des Menschen, „Persönlichkeit“ und „Identität“ beansprucht Friedan für die „Frau“ als „zivilisiert“ – sowie als Mittelschichtsangehörige und „Weiß“, wie oben aufgezeigt wurde – indem die Charakterisierung „primitiv“ in der Bedeutung „biologischer Differenzen“ begründet wird. Diese hätten einen größeren Stellenwert in sogenannten „primitiven“ Gesellschaften, im Unterschied zu sogenannten „komplexen modernen Zivilisationen“. Vor dem Hintergrund zahlreicher Arbeiten in der Frauen- und Geschlechterforschung über die Herstellung von Geschlechterdifferenzen mutet es heute beinahe komisch an, welche Bedeutung Friedan bei diesem Konstruktionsprozess in das Kleidungsstück legt. Auch scheint die Autorin von dem strukturalistischen Postulat, Gesetzmäßigkeiten im gesellschaftlichen Austausch zu analysieren, das die Unterscheidung in „primitive“ und „zivilisierte“ Gesellschaften obsolet macht, nicht viel zu halten, wie die Kritik an einer „Freudian lens“ impliziert. Auffällig ist allerdings, dass die Weigerung, sich zur Natur machen zu lassen, mit einem Entwicklungsunterschied begründet wird.

Friedan formuliert ihre Kritik an einer vorherrschenden Geschlechternorm, Frauen auf Reproduktionstätigkeiten zu reduzieren, wie oben dargestellt, in Bezug zu einer seit dem Zweiten Weltkrieg in verschiedenen wissenschaftlichen Feldern stattfindenden Kontroverse. Im Rahmen dieser „nature-nurture“ Debatte argumentiert Friedan, wenn sie die These, Frauen seien nicht auf eine generative Funktion zu beschränken, ausarbeitet. Auch in Bezug zu dieser Debatte ist zu sehen, dass Friedan nun den Standpunkt „nurture“ gewissermaßen „historisch“ zu begründen sucht. Demnach sei es auf einen Entwicklungsfortschritt auf einer anthropologischen Entwicklungsleiter zurückzuführen, dass in einer westlichen Industrienation wie den Vereinigten Staaten die Biologie in der Organisation der Beziehungen und Verhältnisse zwischen Menschen

von minderer Bedeutung sei. Aus diesem Grund, so legt die Argumentation nahe, sei es diesem spezifischen „Stadium“ einer allgemeinen Zivilisationsentwicklung schlicht nicht angemessen, wenn Frauen auf die Biologie reduziert werden. Den Anspruch, nicht objektiviert zu werden, zur Natur gemacht zu werden, gründet Friedan allerdings darauf, dass „andere“ zur Natur gemacht werden. Dementsprechend ist Friedans Analyse: „In the primitive civilizations of the South Sea islands, anatomy was still destiny“ (ebd.: 140).

In einem weiteren Sinn schließlich wird „Entwicklung“ als diskurs-tragende Kategorie für die Problematisierung von Identität im Kontext sozialer Bewegungen, z. B. der Frauenbewegung, strukturierend. Wenn Friedan die „fortschreitende Entmenschlichung“ („progressive dehumanization“) der „Frau“ als Hausfrau beklagt, so dient ihr Eriksons Modell der Identitätsentwicklung gewissermaßen als wissenschaftliche Legitimation für eine Skandalisierung: Die Autorin versteigt sich zu dem Vergleich zwischen der Situation der „Hausfrau“ mit der Situation von US-amerikanischen Kriegsgefangenen im Krieg gegen Korea und Gefangenen in Konzentrationslagern des nationalsozialistischen Regimes.⁶⁷ Offenbar gehen Skandalisierung und Konstruktion einer Spezies zusammen. Die Klassifizierung, die Objektivierung zur „Natur“, markiert die Abweichung von bestimmten Normen.⁶⁸ In diesem Fall wird Regression zum Skandalon angesichts einer Norm des Fortschritts und der Leistung und begründet die „Notwendigkeit“ von Identitätsentwicklung.

6.2.3 Wissenschaftskritik

Wenn im Rahmen sozialer Bewegungen mit der Thematisierung von Identität der Status des Menschen beansprucht wird, so wird darüber hinaus mit dem Begriff Identität auf einen relativ neuen (sozial-)wissenschaftlichen Begriff zurückgegriffen, um in der Auseinandersetzung mit einer rassistischen und sexistischen sozialpolitischen Situation gegen die

67 Friedan (1971 [1963]: 285 ff.; 305 ff.).

68 Was als „verrückt“ und Destabilisierung der sozialen Ordnung gelten muss, wird auf diese Weise verstehbar und integrierbar. Protestbewegungen wie die Beatniks und „Jugendliche“ im Allgemeinen werden so auf ein Identitätsproblem reduziert aufgrund des Verfehlens des Fortschrittgebots. „The physical passivity of the younger generation showed itself in a muscular deterioration, finally alarming the White House. Their emotional passivity was visible in bearded, undisciplined beatnikery – a singularly passionless and purposeless form of adolescent rebellion. Juvenile delinquency ratios just as high as those in the city slums began to show up in the pleasant bedroom suburbs among the children of successful, educated, respected and self-respecting members of society, middle-class children who had all the ‚advantages‘, all the ‚opportunities‘.“ (ebd.: 285).

Naturalisierung aufgrund von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen Wissenschaftlichkeit einzufordern. So stützt Friedan ihre Skandalisierung der Hausfrau und den daraus abgeleiteten Anspruch auf den Status des Menschen auf Eriksons Identitätstheorie und Oakley (1972) greift auf den Begriff „gender identity“ aus sexualwissenschaftlichen Debatten zurück, um die Reduktion von Frauen auf generative Funktionen nicht nur als anachronistisch, sondern auch als unwissenschaftlich zurückzuweisen. In Arbeiten von AutorInnen der Black Power Bewegung wird der Anspruch auf Selbstdefinition als „Ausdruck von Identität“ hervorgebracht (Turner 1973 [1969]: 238).⁶⁹ Die Problematisierung von Rassismus und Sexismus als „Frage der Identität“ ermöglichte es diesen AutorInnen, die Forderung nach einer gesamtgesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Rassismus und Sexismus und deren Veränderung als „unausweichlich“ zu begründen. Wie oben ausgeführt, verbindet sich in der Thematisierung von Krise marxistische Theorie mit Identitätstheorie, die gleichermaßen Veränderungen – der Revolution oder Identitätsbildung – als „notwendige“ Folge begründen. Darüber hinaus liefert Eriksons Identitätstheorie eine wissenschaftliche Formulierung von „Identität“ im Sinne von „Leben“, das aus der Synthese von kollektiven mit personalen Identifizierungen als „psychosoziale Vitalität“ entstehe. In sozialen Bewegungen wird die Problematisierung von „Identität“ im Sinne von „Leben“ ebenfalls hervorgebracht, indem kollektive Identifizierung als Voraussetzung für soziale Existenz entworfen wird. Der Identitätsbegriff als relativ neuer Begriff wird auch aus der Kritik an der Vernachlässigung von Rassismus und Sexismus in Sozialtheorien wie Funktionalismus und Klassentheorie eingebracht. Diese Wissenschaftskritik geht einher mit der Ausbildung neuer politischer Praxen der Schaffung und Orientierung an einer Gemeinschaft. Im Zuge dieser Wissenschaftskritik wird auch die Geschichtsschreibung revidiert und insofern Anspruch auf die symbolische Ordnung erhoben. Kennzeichnend für die Wissenschaftskritik, die sich im Kontext der Black Power Bewegung und der Frauenbewegungen formierte, ist der Zusammenhang, der zwischen Macht- und Herrschaftsverhältnissen und Begriffen in ihrer Funktion, soziale Realitäten zu formen, hergestellt wird.

69 Vgl. Carmichael/Hamilton (1969 [1967]: 50 ff.); Alkalimat (1973 [1969]: 178 ff.); Walters (1973: 198 ff.); Cross (1973 [1971]: 269 f.); Baldwin beschreibt die Funktion von Geschichte der afroamerikanischen Gemeinschaft sowie ihrer Kämpfe gegen Rassismus und deren Vermittlung in Texten als konstitutiv für seine Identität (1998 [1958]: 187). Die Vorenthaltung eines Eigennamens in der Geschichte der Sklavenherrschaft ist ein zentraler Topos in Baldwins Thematisierungen von Identität (vgl. 1998 [1962]: 335).

Diese Wissenschaftskritik wird an Texten herausgearbeitet, die im Zusammenhang von sozialen Bewegungen stehen und in denen Sexismus und Rassismus im Sinne von Identität problematisiert wird. Zusätzlich zu den bereits analysierten Texten wird der 1973 von Joyce Ladner herausgegebene Band *The Death of White Sociology*, sowie die Aufsätze der thematischen Schwerpunktausgabe „American Sociology and Black Americans“ der Zeitschrift *American Journal of Sociology*⁷⁰ hinzugenommen. Feministische Wissenschaftskritik, die den Identitätsbegriff als Konzept gegen die Naturalisierung von Frauen vorbringt, wird an Ann Oakleys *Sex, Gender and Society* von 1972 aufgezeigt sowie an den bereits zitierten Publikationen in der Zeitschrift *Freedomways*, der von Cade Bambarra herausgegebenen Anthologie und Friedans *The Feminine Mystique*. Während die Texte aus *Freedomways*, die von Cade Bambarra herausgegebene Anthologie und Friedans Text sich vor allem an eine Öffentlichkeit in den sozialen Bewegungen richtet, bzw. auch an eine breitere Öffentlichkeit wie Friedans Buch, ist Oakleys Text ein sozialwissenschaftlicher Text, der allerdings zusätzlich die Öffentlichkeit der Frauenbewegung adressiert. Oakleys Buch unterscheidet sich außerdem von den anderen Texten, auf die sich diese Analyse stützt, als es nicht in dem geopolitischen Kontext der USA herausgegeben wurde. Allerdings kann mit der Entstehung sozialer Bewegungen wie der Bürgerrechtsbewegung eine direkte Bezugnahme auf sozialpolitische Bewegungen über nationale Grenzen hinweg festgestellt werden, wie die Anbindung der Kämpfe innerhalb der Bürgerrechtsbewegung an die Prozesse der Dekolonisation deutlich macht. O'Dells Hinweis über den Zusammenhang von Möglichkeiten der Identifizierung („bond of identification“) über nationale Grenzen hinweg mit dem „Schließen des Informationsunterschieds“, ist hier entscheidend (O'Dell 1966: 296). Oakley selbst stellt eine Verbindung von feministischer Ideologie und Kämpfen der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten her, wie noch zu zeigen sein wird.

Zur Kritik an Objektivierung

Die Kritik, die im Rahmen der Black Power Bewegung und der Frauenbewegung seit den 1960er Jahren in den Vereinigten Staaten geäußert wird, wird in der vorliegenden Arbeit folgendermaßen als Kritik und Auseinandersetzung mit vorherrschenden Normen analysiert. Wie bereits dargestellt, analysieren Autoren wie Frantz Fanon und James Baldwin die Objektivierung von Schwarzen, u. a. in der Figur des „Negro“, indem sie zum Zeichen gemacht werden: sie repräsentieren

70 Es handelt sich dabei um den Band von Januar 1971, Vol. 76, No. 4.

„Natur“, den „Körper“, die „Welt“ für den Weißen, der so eine Subjekt-position in der symbolischen Ordnung besetzt, die u. a. durch Weiße Normativität organisiert ist. Dieser Komplex vorherrschender Normen bedingt so Herrschaftsverhältnisse. Spezifisch an diesen Normen, die hier als Weiße Normativität bezeichnet werden, ist, dass sie sich auf den Körper beziehen: Auf das Aussehen, das Begehren, die Gewohnheiten bis zu den Formen der Arbeitsteilung, insofern sie im Körper begründet werden. AutorInnen aus dem Kontext der Black Power Bewegung haben darauf hingewiesen, dass die auf diese Weise hergestellten epistemologischen Positionen oft mit ökonomisch begründeten sozialen Ungleichheiten einhergehen.⁷¹

Die Kritik an Objektivierung und Naturalisierung wird zum Beispiel in der Analyse sozialer Theoriebildung vor dem Ersten Weltkrieg in den USA entwickelt. So habe man Schwarze als „inferior race“ konstruiert, aufgrund einer biologischen oder sozialen „Erblichkeit“, als „nicht assimilierbar“ wegen „physischen Charakteristika“. ⁷² Jones benennt außerdem die Zuschreibung von „Black moral and character traits“ als Mechanismus zur Abwertung von Afroamerikanerinnen und Afroamerikanern (Jones 1973 [1965]: 126). In einem Überblick über Untersuchungen in Soziologie, Psychologie und Anatomie für den Zeitraum von ca. 1870 bis 1930 zeigt Jones, wie man nach Belegen für die Hypothese suchte, dass Schwarze „von Natur aus minderwertig“ seien. Ellison stellt eine enge Verknüpfung zwischen der Entstehung der Sozialwissenschaften in den Vereinigten Staaten und der Untersuchung von AfroamerikanerInnen fest. Mit diesen Untersuchungen, anhand derer man die biologische, psychologische, intellektuelle und moralische Minderwertigkeit von Schwarzen mithilfe von Graphiken und Tabellen zu beweisen trachtete, sollte sich die „wissenschaftliche Methode“, die durch Objektivität und Wertneutralität gekennzeichnet sein sollte, zur Lösung aller Probleme dienlich erweisen, so Ellison (1973 [1964]: 83 f.).⁷³ Es wird ein Zusammenhang hergestellt zwischen Objektivierung von Afroamerika-

71 Fanon beschreibt diesen Mechanismus (vgl. 6.1); vgl. u. a. Turner (1973: 235).

72 Frazier (1949: 2; 1947: 268), zitiert von Bracey/Meier/Rudwick (1973 [1971]: 5). Ausgenommen aus dieser Kritik an einer biologistisch begründeten soziologischen Theorie der Rassenkonstruktionen wird von den Autoren W. I. Thomas. Vgl. auch Jones, der einen Überblick über die Konstruktion von Schwarzen als minderwertig in der Psychologie gibt (1973 [1965]: 119 ff.).

73 Murray kritisiert die Kategorisierung von AfroamerikanerInnen durch SozialwissenschaftlerInnen in der Gegenwart: „And yet no other survey makers in the world seem to have a greater compulsion to catalogue human behavior in terms of racial categories“ (1973: 101).

nerInnen und deren Lebensbedingungen sowie der Kennzeichnung als minderwertig (Jones 1973 [1965]: 124 ff.). Die Ablehnung von AfroamerikanerInnen gegen eine derartige Kategorisierung durch die Sozialwissenschaften (oft repräsentiert durch Weiße) führen Blauner und Wellman in einem Bericht über die Planung und Durchführung einer Studie in den 1960er Jahren an (Blauner/Wellman 1973: 322).

Feministische Kritik richtet sich gegen die Objektivierung als Frau. Schwarze Feministinnen machen darauf aufmerksam, dass sie als Schwarze Frauen sowohl von Weißen und Schwarzen Männern als auch von Weißen Frauen objektiviert und mystifiziert werden. So beschreibt Marshall es als „kritische“ Erfahrung von Schwarzen Frauen, von anderen definiert zu werden: „the most critical fact of my existence – that definition of me, of her and of millions like us“ (1970: 21). Richardson kritisiert Weiße Amerikanerinnen in ihrem Überlegenheitsanspruch gegenüber Afroamerikanerinnen.⁷⁴ In einer Kritik an der geschlechtlichen Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern sowie an der Institution der Kernfamilie als „Weißer Institution“ kommt Lindsey zu dem Schluss, dass Schwarze Frauen im Vergleich zu Weißen Frauen noch viel stärker zum „Körper“ gemacht würden, da sie zu der gesellschaftlichen Aufwertung, die für Weiße Frauen mit dieser Institution verbunden sei, keinen Zugang hätten: “In short, to be a Black woman is to operate almost totally as a physical body without the inducements offered her white counterpart“ (Lindsey 1970: 88 f.).⁷⁵

Friedans (1963) und Oakleys (1972) Kritik richtet sich gegen die Begründung gesellschaftlicher Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen in der Biologie, die die Reduzierung von Frauen auf den „Körper“ mit sich bringt. Oakleys These ist, dass geschlechtliche Arbeitstei-

74 In einem Gedicht, das in der Zeitschrift *Freedomways* 1962 erscheint, heißt es: „And you did not fight/ but set your minds fast on my slavery/ the better to endure your own. [...]“

And you, women seeing/ spoke no protest/ but cuddled down in your pink slavery/ and thought somehow my wasted blood/ confirmed your superiority.“ (Richardson 1962: 289) Die Beherrschung durch Weiße Frauen wird zurückgewiesen: „Remember, you have never known me. [...] But I will be myself ... FREE!“ (ebd.: 293).

75 Weiter heißt es: „While white females are sexual objects, Black women are sexual laborers. White females are the tokens among women in this society, in that they have the titles, but not the power, while Black women have neither – although Black women are frequently described by the white agency in terms that suggest power, such as ‚strong‘, ‚domineering‘, ‚matriarchal‘, and ‚emasculating‘. [...] But the dominion of the kitchen and the welfare apartment are hardly powerful vantage points.“ (Lindsey 1970: 88 f.). Vgl. zur Kritik Schwarzer Feministinnen auch Marshall (1966: 20 ff.); Cade (1970a: 8); Beale (1970: 93).

lung nicht auf den biologischen Geschlechtsunterschied zwischen Frau und Mann zurückzuführen sei (Oakley 1976 [1972]: 131). Die Betonung der Unterschiede zwischen Frauen und Männern, statt die Ähnlichkeiten aufzuzeigen (ebd.: 189), diene vielmehr der Begründung und Rationalisierung von Vorurteilen (ebd.: 210).

Methoden

In der Auseinandersetzung mit Rassismus und Sexismus wird Kritik an wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen vorgebracht. Im Kontext der Black Power Bewegung werden in Zusammenhang mit der Idee des „melting pot“ und einer Ideologie der prinzipiellen Gleichheit theoretische Ansätze in Frage gestellt, die von „erfolgreicher Assimilation, [...] Chancengleichheit und sozialem Aufstieg für Minderheiten“ ausgehen (Metzger 1971: 628).⁷⁶ Zu diesen werden etwa Robert E. Parks Konzeption des „race relations cycle“ gezählt, derzufolge von einem universalen Kreislauf ausgegangen wird von: „contacts, competition, accomodation and eventual assimilation“.⁷⁷ An Myrdals Studie *An American Dilemma* von 1944 wird im Rahmen des Black Power Movements kritisiert, dass Rassismus vor allem als „moralisches Problem“ gelte (Metzger 1971: 633). Schließlich wird die funktionalistische Annahme in Frage gestellt, wonach sich universalistische Normen in den Vereinigten Staaten durchgesetzt hätten und „ethnicity, religion, regionalism, state’s rights, and class“ als Partikularismen und dysfunktionaler Rest zum Verschwinden verurteilt seien, wie Parsons in dem Sammelband *The Negro American* von 1966 abschließend konstatiert.⁷⁸ Ein solches Modell, von Metzger „consensus model of racial change“ genannt, das einhergehe mit einer „assimilationist perspective“ (ebd.: 637 f.), wird abgelehnt. Besonders die Theorie des Funktionalismus, zu diesem Zeitpunkt vorherrschend in der sozialen Theoriebildung in den Vereinigten Staaten, gerät aus diesen Gründen in die Kritik von AutorInnen der Black Power Bewegung.⁷⁹ Es wird erstens die Grundannahme von der Allgemeingültigkeit universalistischer Normen in Frage gestellt. Außerdem wird aufgezeigt, dass von Weißer Normativität definiert ist, was als „universalistisch“ gilt, indem die begrifflichen Instrumente in den Sozi-

76 Vgl. Metzger (1971: 628 ff.); Baldwin/Mead (1973 [1971]: 96); Carmichael/Hamilton (1969 [1967]: 51; 58 f.).

77 Park (1950 [1926]: 149 f.), zit. n. Metzger (1971: 631).

78 Parsons (1966a: 739); zur Kritik daran vgl. Metzger (1971: 635).

79 Vgl. a. Staples (1973: 166 f.); Alkalimat (1973: 188); Forsythe (1973: 216 ff.).

alwissenschaften von vorherrschenden Weißen Normen bestimmt sind.⁸⁰ Zweitens werden machttheoretische Prämissen abgelehnt. Anstelle eines konsensorientierten Machtmodells wird von einem strukturellen Machtunterschied zwischen Weißen und Schwarzen ausgegangen, einem Antagonismus zwischen Interessen, der als Konflikt zu fassen und zu untersuchen sei.⁸¹

Auch Autorinnen der Frauenbewegung stellen den Funktionalismus in Frage, da vorherrschende Normen bezüglich geschlechtlicher Arbeitsteilung und Rollenbildern von Frauen als legitim gelten. Darüber hinaus wird der Funktionalismus wegen der wissenschaftstheoretischen Begründung der Gesellschaftsanalyse in der Biologie abgelehnt (Friedan 1971 [1963]: 127). Vielmehr wird die Notwendigkeit herausgestellt, Konzepte des Denkens und Geschlechtsrollen zu verändern, da die Grundannahmen in westlichen Industrienationen patriarchal seien, so Oakley (1976 [1973]: 208 ff.). Ähnlich wie in der Black Power Bewegung wird eine „Gleichheitsideologie“ („egalitarian ideology“; ebd.: 201; 206 f.) angefochten, da Gleichheit nicht verwirklicht sei. Desweiteren werden in feministischer Literatur Konzeptionen von Weiblichkeit in der Psychoanalyse in Frage gestellt. Sowohl Friedan als auch Oakley kritisieren die Begründung kultureller und gesellschaftlicher Differenzen zwischen Frauen und Männern in der Biologie, wobei Friedan ihre Kritik auf Freud bezieht (1971 [1963]: 103 ff.) und Oakley auf Eriksons Annahmen über körperlich bedingtes Verhalten von Mädchen und Jungen (1976 [1973]: 83; 97).

Eine Auseinandersetzung mit Marxismus und Klassentheorie findet in den hier untersuchten Texten der Black Power Bewegung statt. So kritisiert Forsythe Ethnozentrismus bei Marx und Engels (1973: 227 ff.). Von Alkalimat wird in dem Entwurf einer „Ideology of Black Science“ die Kategorie der sozialen Klasse als „steril“ zurückgewiesen (1973 [1969]: 174).⁸² Damit verbindet sich auch eine Kritik an Arbeiterbewegung und Gewerkschaften, die es oft in deren Geschichte nicht nur abgelehnt hatten, die Interessen von Schwarzen Arbeiterinnen und Arbeitern zu vertreten, sondern sogar die Interessen von Weißen ArbeiterInnen gegen die Interessen und auf Kosten von Schwarzen ArbeiterInnen

80 Metzger (1971: 637 f.); Ladner (1973a: XXIII); Murray (1973: 98 ff.; 108); Jones (1973 [1965]: 124 ff.); Staples (1973: 164); Alkalimat (1973 [1969]: 174 ff.; 181); Ladner (1973b [1971]: 420).

81 Vgl. Metzger (1971: 635 f.); McCarthy/Yancey (1971: 665 f.); Staples (1973: 166 f.); Alkalimat (1973 [1969]: 188); Walters (1973: 198); Forsythe (1973: 216 f.; 221); Turner (1973: 247).

82 Vgl. auch Blauner (1969: 394).

durchgesetzt hatten.⁸³ Schließlich muss Baldwins Essay „Many Thousands Gone“ von 1951 erwähnt werden, in dem Baldwin im Zuge der kritischen Lektüre von Richard Wrights Roman *Native Son* (1940) einen Paradigmenwechsel in der politischen Artikulation initiiert. Die Kritik bezieht sich auf das seit den 1930er Jahren vorherrschende „Theorem“, wie Baldwin schreibt, die Situation von AfroamerikanerInnen in Begriffen des Klassenkampfes zu fassen und wofür Wrights Roman stehe (1998 [1951]: 25 f.). Dem setzt Baldwin den Bezug zu den Erfahrungen der „eigenen Gruppe“, zu einer Geschichte und Tradition des „eigenen Volks“, sowie den „Kampf ums Überleben“ entgegen, der nun im Kontrast zum „Klassenkampf“ und „sozialen Kampf“ steht.⁸⁴

Identität als analytische Kategorie

Wenn AutorInnen der Black Power Bewegung und der Frauenbewegung auf das Konzept Identität zurückgreifen, dann geschieht das oft mit Bezug auf die Analyse der Objektivierung – zur Natur gemacht zu werden – und als Gegenstrategie dazu. Die Formulierung einer Wissenschaftskritik ist auch von der Suche nach Theorien und Begriffen zur Beschreibung und Untersuchung der gesellschaftlichen Situation bestimmt, die im Kontext sozialer Bewegungen als Folge von Herrschaftsverhältnissen des Sexismus und Rassismus analysiert wird. Der Begriff Identität wird interessant, da er sowohl als wissenschaftlicher Begriff geprägt wurde als auch über das Gebiet der Wissenschaft hinausreicht. Das Schillernde dieses Begriffs, nicht nur wissenschaftliches Konzept zu sein, sondern „mehr“ zu bedeuten, wird auch in sozialen Bewegungen produziert. Mit der Problematisierung des Menschen im Kontext sozialer Bewegungen wird in der Rede von Identität die Forderung nach Gleichheit transportiert, die durch die Menschenrechtserklärung garantiert wird. Dieses „Mehr“ bezieht sich außerdem auf etwas, das Erikson als „dunkel“ und „schwer bestimmbar“ beschrieben und auf den Begriff der „psychosozialen Vitalität“ gebracht hatte. Die Vorstellung, mit dem Konzept der Identität das „Leben“ des Menschen begrifflich bestimmen zu können, ruft Bedeutungen aus dem Bereich der Religion und Metaphysik auf. Mit dem Entwurf des Identitätsbegriffs im Zusammenhang mit dem Begriff des „Nationalcharakters“ wird die „Seele“ nunmehr von dem im Modus der Nation definierten Kollektiv abgeleitet. Wie oben dargestellt, kann dies als Konventionalisierung sozialer Praktiken im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg beschrieben werden, die u. a. darin

83 Vgl. hierzu etwa Carmichael/Hamilton (1969 [1967]: 85 ff.).

84 Im Englischen: „struggle to survive“ (ebd.: 28) und „class struggle“, „social struggle“ (ebd.: 25).

auszumachen ist, dass das Kollektiv zur Voraussetzung des Individuums gemacht wird (Wagner 1995: 112 f.).

Diese Vieldeutigkeit des Identitätsbegriffs spielt eine Rolle, wenn die Konzeption Identität im Kontext sozialer Bewegungen aufgegriffen wird, um der Naturalisierung von AfroamerikanerInnen und von Frauen einen wissenschaftlichen Begriff entgegenzusetzen. Auf diese Weise wird die soziale und kulturelle Konstruktion und Bedeutung von Geschlecht oder „race“ im Unterschied zur anatomischen Differenz hervorgehoben. So werden die Begriffe „gender identity“ und „racial identity“ als analytische Kategorien im Rückgriff auf Eriksons sozialpsychologische Theorie sowie auf die sexualwissenschaftlichen Arbeiten von Stoller, Money und Hampsons eingeführt. Die AutorInnen der Black Power Bewegung und der Frauenbewegung befinden sich in dem Dilemma, einerseits die Abwertung aufgrund der Zuschreibung einer körperlichen Differenz – als „schwarz“ und als „weiblich“ – entgegen ihrer Leugnung in der funktionalistischen Sozialtheorie oder in einer Gleichheitsideologie zu thematisieren. Andererseits soll diese Naturalisierung unterminiert werden. Dieser paradoxen Voraussetzung wird begegnet, indem die Naturalisierung von AfroamerikanerInnen und Frauen (unabhängig von der Zuschreibung einer Hautfarbe) als unwissenschaftlich abgelehnt wird und die Konzeption von Identität eingeführt wird, die eine wissenschaftliche Beschreibung und Analyse von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen ermöglichen soll. Aus diesem Grund kann die Problematisierung von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen im Kontext sozialer Bewegungen wie der Black Power Bewegung und den Frauenbewegungen, indem auf eine Konzeption von Identität zugegriffen wird, auf einer Schwelle der Wissenschaftlichkeit verortet werden. Es geht um die Einforderung von Wissenschaftlichkeit in der Auseinandersetzung mit Rassismus und Sexismus.

So werden in Turners Entwurf einer Theorie der „Sociology of Black Nationalism“ mit der Thematisierung von Identität soziale Differenzen im Unterschied zu biologischen markiert: „Differences in skin color, hair texture and physical features are fact. But the issues are not whether differences exist, but what they mean socially“ (Turner 1973 [1969]: 241).

Wenn AutorInnen der Black Power Bewegung die Definition von „new identity“ und „Black consciousness“ postulieren, wird Identität im Sinne einer Selbstdefinition, die gegen eine Fremdefinition eingewandt wird, problematisiert.⁸⁵ Mit der Problematisierung von Identität geht die

85 Vgl. hierzu auch Cade (1970b: 103). Turner begründet dies u. a. mit einem Zitat von Erikson: „inner emancipation from a more dominant identity, such

Idee von der Unausweichlichkeit der Identitätssuche einher. In dem Entwurf einer Theorie der „Sociology of Black Nationalism“ verkoppelt Turner Widerstand gegen Objektivierung mit der „Frage von Identität“ als „unausweichlich“:

„It is an attempt at toppling what some young black intellectuals call ‚the dictatorship of definition‘. The corollary to this claim for freedom from white determination of black identity is a search for new values. Revolt involves not only a confrontation with an oppressive and undesirable social status, but is also an act of self-affirmation and a cogent expression of identity.“ (Turner 1973 [1969]: 238)

„The issue of identity is inescapable, and pride in race is playing a crucial part in the new identity.“ (Ebd.: 240)

Dabei greift Turner die Konzeption von Identität als Synthese von Ich-Identität mit Gruppenidentität auf (ebd.: 241 ff.). Wenn die „Frage der Identität“ als „unausweichlich“ deklariert wird (ebd.: 240), dann auch aufgrund der Konzeption von Identität als „Leben“ in der Einheit von Individuum und Kollektiv bei Erikson.⁸⁶ Zudem wird mit der Konzeption von Krise, die der Identitätsentwicklung vorangeht, die Ausbildung von Identität zu einer notwendigen Folge.

Der Begriff Identität wird darüber hinaus eingesetzt, um den Unterschied zwischen Mehrheit und Minderheit zu bezeichnen und Einzigartigkeit hervorzuheben. So schlägt Ladner für die sozialwissenschaftliche Untersuchung der Situation von Schwarzen Frauen u. a. die Konzeption von Identität vor (Ladner 1973b: 425), in Hinblick auf die Untersuchung eines „Schwarzen kulturellen Rahmens“. Wobei auf diese Weise die Differenz dieses Rahmens zur Mehrheitsgesellschaft bezeichnet wird: „‚Black cultural‘ framework which has its own autonomous system of values, behavior, attitudes, sentiments and beliefs“ (ebd.). Schließlich wird damit der Anspruch auf Definitionsmacht verbunden: „Black nationalists argue for the exclusive right of members of the group to define, establish, and maintain their own group boundaries“ (Turner 1973 [1969]: 236). In diesem Sinne geht es auch um die Umkehrung von Be-

as the ‚compact majority‘“ (Erikson 1966: 230), zit. n. Turner (1973 [1969]: 243).

86 Turner führt hier ein Zitat von Erikson an, in dem Identität als Einheit – „unity“ und „oneness“ – bestimmt wird: „an increased unity of the physical and mental, moral and sensual selves, and a oneness in the way one experiences oneself and the way others seem to experience us“ (Erikson 1966: 232), zit. n. Turner (1973 [1969]: 240 f.). Turners Literaturangaben beziehen sich auf Eriksons Text „The Concept of Identity in Race Relations“ in: Parsons u. a. (Hg.) 1966.

deutungen: „reversal of white-Western symbols implies as well a reversal of the concepts associated with them“ (ebd.: 237 f.).

Im Zusammenhang der Frauenbewegung wird z. B. von Friedan (1963) und Oakley (1972) auf das Identitätskonzept zurückgegriffen. Wie oben dargestellt wurde, bezieht sich Friedan dabei auf Eriksons Identitätstheorie, um einen Status des Menschen für die „Frau“ einzufordern. Wie Oakley weist Friedan die Reduktion von Frauen auf Generativität mit dem Gebrauch des Identitätskonzepts zurück. Oakley führt den Begriff „gender identity“ für die Untersuchung von Geschlechterverhältnissen ein. Diese Kategorie gewinnt Oakley von Stoller (1968), der für die Untersuchung von Menschen mit uneindeutigem Geschlecht die Unterscheidung von „sex“ und „gender“ festlegt. In Anlehnung an Stollers Definition von „gender identity“ und der Definition von „psychosexual orientation“ der ForscherInnengruppe Money, Hampson und Hampson, bestimmt Oakley folgende Definition:

„While Stoller talks about ‚gender identity‘, Money and the Hampsons refer to ‚psychosexual orientation‘: the meaning of both terms is the sense an individual has of himself or herself as male or female, of belonging to one or other group. The development of this sense is essentially the same for both biologically normal and abnormal individuals, but the study of the biologically abnormal can tell us a great deal about the relative parts played by biology and social rearing: there are a multitude of ways in which it can illuminate the debate about the origin of sex differences.“ (Oakley 1976 [1972]: 159)

Ähnlich wie in den oben zitierten Texten aus der Bürgerrechtsbewegung und dem Black Power Movement wird bei der Definition von Identität (als Geschlechtsidentität) die kollektive Identifizierung zur Voraussetzung der individuellen. Dass Oakley die Unterscheidung von sex/gender von den sexualwissenschaftlichen Untersuchungen an Intersexuellen übernimmt, führt dabei einerseits zu einem Begriff für Geschlecht, der als kulturell und sozial bedingtem Begriff nicht in der Biologie begründet ist und es ermöglicht, Generativität als soziale Tätigkeit von der biologischen Gebärfähigkeit zu unterscheiden. Andererseits wird auf diese Weise auch die Konzeption von Geschlecht von Money/Hampson/Hampson als *im Verhalten herzustellende Geschlechterdifferenz* (ebd.: 165 f.) sowie die These von der frühen Etablierung und Unumkehrbarkeit der Geschlechtsidentität (ebd.: 164) unhinterfragt übernommen. Während es Oakley darum geht, die soziale, kulturelle und psychologische Konstruiertheit von Geschlechterdifferenz zu begründen, wird die Norm der Zweigeschlechtlichkeit nicht in Frage gestellt. Auch bei Oak-

ley werden in der Rede von Identität Normen hervorgebracht, in diesem Fall über Geschlechtlichkeit und Sexualität:

However, research in many areas has shown that processes integral to *normal development* of gender identity also occur in *abnormal development*, but with certain significant distortions. The core of the process is identification. Males usually identify with males and females with females, and so normal male and female identities are formed. However, where a male identifies with a female in a persistent and inflexible way, *disorders* such as homosexuality and transsexuality are more likely to arise.“ (Oakley 1976 [1972]: 167 ff.; Hervorhebung I. J.)

Dabei wird ein bestimmter Mechanismus in der Rede von Identität offensichtlich, der bereits in verschiedenen Texten ausgemacht worden ist. Es wird eine Norm hervorgebracht, indem diejenigen, die davon abweichen, objektiviert werden. Auf diese Weise wird sowohl die Norm, die so reproduziert wird, unsichtbar, als auch diejenigen, die ihren Anforderungen weitgehend oder ganz entsprechen.

Die vorangehende Darstellung zeigt, auf welche Weise auch in sozialen Bewegungen in der Rede von Identität die Reproduktion von Normen erfolgt, und die Einteilung und Hierarchisierung sozialer Akteurinnen und Akteure entsprechend dieser Normen erfolgt. Es kommt zur Vervielfältigung von Normen. In dem Zusammenwirken von Spezialdiskurs, zu dem Eriksons Identitätstheorie beiträgt, und Interdiskurs, in den sowohl die wissenschaftlichen Problematisierungen von Identität transformiert werden als auch diejenigen, die sozialen Bewegungen zuzuordnen sind, wird dabei eine weitere Norm hervorgebracht. Normativ wird die „Suche nach Identität“.

6.2.4 Die Kritik an allgemein anerkannten Normen

Fanons Thematisierung von Weißer Normativität – dass der „weiße“ Blick im Kolonialismus zum „objektiven“ Blick wird – ist für soziale Bewegungen wie die Bürgerrechtsbewegung und die Black Power Bewegung, in Folge davon auch für die Frauenbewegung, in den Vereinigten Staaten insofern von zentraler Bedeutung, als es sich dabei um eine Problematisierung von vorherrschenden Normen in ihrer Funktion, Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu begründen, handelt. Allgemein anerkannte Normen, so zeigt Fanon auf, sind nicht in ihrer Rationalität begründet, sondern in einem Machtverhältnis, das bestimmte soziale Positionen zu privilegierten macht. Die Sicht auf die Welt, die von hier aus erfolgt, wird aufgrund dieser Privilegierung zur legitimen Sicht. Fanons

Analyse der „manichäischen Weltsicht“ weist dabei die Bedingungen der symbolischen Ordnung aus, sozial strukturiert zu sein und sozialstrukturierende Wirkung zu haben aufgrund von Normen im Allgemeinen. Mit Weißer Normativität geht für soziale AkteurInnen das Erfordernis einher, sich in Bezug zu diesem Normenkomplex zu situieren.⁸⁷ Dieses Verhältnis zu allgemein anerkannten Normen definiert eine Position in einem hierarchisch strukturierten Zusammenhang. Die gegenseitige Bedingtheit von Kolonialherrschaft und „manichäischer Weltsicht“, von Herrschaftsverhältnissen und Normen und Werten, wird auf diese Weise zur Folie für die Analyse im Kontext sozialer Bewegungen in den USA.

Es geht darum, eine spezifische Form von Macht und Herrschaft zu problematisieren. Was Fanon als „manichäische Weltsicht“ bestimmt, Carmichael/Hamilton als „white power structure“ und Oakley als „patriarchal culture“, kann insofern als Normenkomplex definiert werden, als damit eine allgemein anerkannte Gesetzmäßigkeit beschrieben wird, die sozialen Austausch regelt, indem sie das Verhalten sozialer AkteurInnen sanktionierend organisiert. Für die Beschreibung der Funktionsweise von Normen ist am treffendsten, was Carmichael und Hamilton unter „indirect rule“ (1969 [1967]: 22 ff.) fassen. Von „Normativität“ kann insofern gesprochen werden, als bestimmte Normen zu richtigen und allgemeingültigen erhoben werden. Dass diese aufgrund von Macht- und Herrschaftsverhältnissen zu legitimen werden, haben Fanon und die AutorInnen der sozialen Bewegungen herausgestellt.

Im Rahmen der Black Power Bewegung wird in diesem Sinne die Positionierung als Weiße und als Schwarze aufgrund Weißer Normativität thematisiert.⁸⁸ Carmichael/Hamilton sprechen in diesem Sinne von „white power structure“ (1969 [1967]: 23). Die Unterscheidung von „institutionellem Rassismus“ und „individuellem Rassismus“ (ebd.: 19 ff.) zielt darauf, die überindividuelle, objektive Reproduktion der „Weißen Machtstruktur“ begrifflich zu fassen. Die Situiertheit von Weißen und

87 Fanon (1980 [1952]: 14); vgl. 6.1.

88 Eine Kategorie, die in der sozialwissenschaftlichen Literatur seit den 1930er Jahren verwendet wurde, um soziale Ungleichheit aufgrund von Rassenkonstruktionen zu untersuchen, war „caste“. Metzger gibt einen Überblick über Arbeiten unter dem Begriff „Caste Hypothesis“. Dazu zählten John Dollards *Caste and Class in a Southern Town* (1937), *Deep South* von Allison Davis, Burleigh B. und Mary R. Gardner (1941) und Arbeiten von W. Lloyd Warner von 1936 und 1945 (Metzger 1971: 642 f.). Für feministische Theoriebildung verwendet z. B. Oakley das Konzept von „caste“ (1976 [1972]: 74). Den Zusammenhang von Normen und Machtverhältnissen wird explizit benannt in dem von Ladner herausgegebenen Band, u. a. von Murray als „White Norms“ (1973: 98 f.) und von Ladner (1973a: XXIII).

Schwarzen fassen Carmichael/Hamilton mit der Kolonialismusanalogie als Differenz zwischen „colonial master“ und „colonial subject“ (ebd.: 22).⁸⁹ Der rassistische Überlegenheitsanspruch von Weißen wird als „white supremacy“ benannt (ebd.: 68).⁹⁰

Dieser Rassismus ist in der US-Geschichte z. B. in der 1867 gegründeten Organisation der „Knights of the White Camelia“ fundiert. In deren Satzung ist die Zielsetzung festgelegt: die Aufrechterhaltung von „the supremacy of the Caucasian race, and restrain the black or African race to that condition of social and political inferiority for which God has destined it“ (zit. n. Arroyo 1996: 1552). 1866 wurde zum ersten Mal der Ku Klux Klan in Tennessee gegründet, der die Terrorisierung Schwarzer und deren Weißer Verbündeter im Anschluss an den Sezessionskrieg (1861 bis 1865) und die Proklamation zur Befreiung aller Sklaven durch Präsident Lincoln 1863 verfolgte. Der Ku Klux Klan kennt Perioden der verstärkten Organisation etwa in den frühen 1920er Jahren, in Reaktion auf die Formierung der Bürgerrechtsbewegung und die Gerichtsurteile in den 1950er Jahren, die rassistische Segregation verboten, bis ca. Mitte der 1970er Jahre. Bis in die 1990er Jahre gab es stärkere oder weniger starke Verflechtungen mit Legislative und Exekutive (Goldberg 1996: 1556 ff.).⁹¹ Im Zuge der Bürgerrechtsbewegung und des Black Power Movements richtete man die Aufmerksamkeit aber auch auf jene Formen des Rassismus, die nicht als offene Gewalt sichtbar wurden, sondern etwa als „institutioneller Rassismus“ allgegenwärtig und „legitim“ (bzw. legitimiert) waren. Als „individueller Rassismus“ wurde er von Einzelnen reproduziert, indem er gewissermaßen subkutan vorhanden und in mehr oder weniger offen rassistischem Verhalten geäußert wurde.

89 Die Positionierung als Weiße und Schwarze ist auch für Baldwin Inhalt, wenn er davon schreibt, dass das „traditionelle“ Verhältnis von „Herr und Sklave“, von Weißen und Schwarzen, ins Wanken geraten sei (1998 [1951]: 20). Auch die Schuld von Weißen als organisierendes Prinzip im Verhältnis von Weißen und Schwarzen wird in diesem Text von Baldwin abgehandelt (ebd.). Vgl. dazu auch Baldwin (1998 [1963]: 294; 302).

90 Zu Weißer Normativität und „white supremacy“ vgl. z. B. auch Murray (1973: 98) und Ladner (1973a: XXIII). Zu Weißer Vorherrschaft in der Frauenbewegung, bzw. unter Frauen vgl. z. B. Richardson (1962: 289; 293); Lindsey (1970: 85); Beale (1970: 94).

91 Hall (1985) berichtet, dass Ende der 1920er Jahre durchschnittlich zwei Lynchmorde pro Woche stattfanden. Goldberg zufolge war die Organisationsstruktur des Ku Klux Klan in den 1920er Jahren landesweit; in den Südstaaten lebten, entgegen der gängigen Annahme, nur 16 % seiner Mitglieder (1996: 1557).

Manche AutorInnen stellen zusätzlich die gegenseitige Bedingtheit von Normen und ökonomischer Ungleichheit heraus. Dies geschieht u. a. in der Kolonialismusanalogie, etwa bei Carmichael/Hamilton (1969 [1967]: 32 ff.).⁹² Dabei ist es ein Verdienst der Bürgerrechtsbewegung und der Black Power Bewegung, dass soziale Ungleichheit von Weißen und Schwarzen AmerikanerInnen auf Rassismus als Herrschaftsverhältnis und die darin begründete Weiße Normativität zurückgeführt wird. Über die Armut von AfroamerikanerInnen waren in der Tat schon in zahlreichen sozialwissenschaftlichen Studien Daten gesammelt worden.⁹³

Feministinnen machen auf den Zusammenhang von patriarchaler Ordnung und sozialer Ungleichheit aufmerksam. So weist Beale an einer Einkommensstatistik von 1967 nach, wie Geschlechter- und Rassenkonstruktionen sich in einer ökonomisch begründeten hierarchischen Struktur manifestieren. Der Vergleich zwischen Einkommen Weißer und Schwarzer Männer und Frauen ergibt eine Einkommenshierarchie an deren oberster Stelle Weiße Männer stehen, gefolgt von Schwarzen Männern und Weißen Frauen. Schwarze Frauen stehen an unterster Stelle (Beale 1970: 94 f.).⁹⁴ Die Kritik an geschlechtlicher Arbeitsteilung zielt

92 Vgl. a. Clark (1965: 79 f.; zit. n. Blauner (1969: 397), Blauner (ebd.)). Über den Zusammenhang von Vorenthaltung der Bürgerrechte und ökonomischer Ausbeutung vgl. z. B. Wagley (1957); in diesem Sinne vgl. a. Walker (1957) über „bi-racial social order“ und ökonomisch begründete soziale Ungleichheit sowie St. Clair Drake (1957). Einen direkten Zusammenhang zwischen „Negro subordination“ und „white gains“ stellt Glenn (1966) fest, D. h. einen Statusunterschied zwischen Weißen und Schwarzen aufgrund von Macht, Einkommen und Beschäftigung. Beale konstatiert einen Zusammenhang zwischen Geschlechtszugehörigkeit, Hautfarbe und sozialer Ungleichheit, gemessen am Einkommen (1970: 94 f.). Eine ökonomische Begründung rassistischer Segregation beschreibt z. B. Wilhelm (1973: 144 f.). Die Kategorisierung von Menschen afrikanischer Herkunft führt Turner auf ökonomische Ausbeutung und soziale Diskriminierung zurück (1973 [1969]: 235).

93 Ellison (1973 [1964]: 83) und Bracey/Meier/Rudwick (1973 [1971]: 4 ff.) stellen fest, dass die Anfänge der Sozialwissenschaften in den USA, Ende des 19. Jahrhunderts, u. a. in der Untersuchung von der Situation von Afroamerikanerinnen und Afroamerikanern begründet sind. Für die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit „sozialen Problemen“, für die in einem durchaus sozialtechnologischen Sinne „Lösungen“ gefunden werden sollten, war die sozialwissenschaftliche Forschung über AfroamerikanerInnen und ihre Situation ein zentraler Bestandteil.

94 Aus diesen Zahlen lässt sich erklären, dass Schwarze Frauen, die mehrheitlich mit tagtäglich ökonomischer Ausbeutung konfrontiert seien, so Beale (ebd.: 98), im Unterschied zu Weißen Feministinnen die „kapita-

auf die sozialstrukturierende Wirkung einer patriarchalen Kultur in industrialisierten Ländern, so etwa Oakley (1976 [1972]: 150 ff.; 208). Der entscheidende Beitrag von sozialen Bewegungen wie der Black Power Bewegung und den Frauenbewegungen zu sozialer Theoriebildung liegt darin, Macht- und Herrschaftsverhältnisse wie Sexismus und Rassismus als Effekt von Normen aufgezeigt zu haben: als Weiße Normativität und Androzentrismus strukturieren sie soziale Ordnung. Die Konzeption von Identität wird dabei in Anspruch genommen, um Normen in ihrer sozialstrukturierenden Wirkung begrifflich zu fassen.

Die Thematisierung von Identität als „Leben“

In der Rede von Identität wird die Zugehörigkeit zur sozialen Gruppe und die kollektive Identifizierung zur Voraussetzung von personaler Identität und der Existenz im Allgemeinen. Besonders in sozialen Bewegungen werden diese Diskurse vorgebracht. Die Ambivalenz der Identifizierung mit einer sozialen Gruppe, die aufgrund vorherrschender Normen abgewertet wird, beschreibt z. B. Baldwin in seinem Essay „Many Thousands Gone“ von 1951. In diesem Text entwickelt Baldwin seine Kritik an Richard Wrights Romanfigur Bigger, auf dessen Grundlage, wie oben dargestellt, die Forderung nach einer anderen Analyse der rassistisch segregierten Gesellschaft in den USA gestellt wurde. Einerseits bedeutet die soziale Positionierung in der rassistischen symbolischen Ordnung Abwertung, andererseits stellt diese Situierung einen Ausgangspunkt für soziales Handeln an sich zur Verfügung.

„The American image of the Negro lives also in the Negro’s heart; and when he has surrendered to this image life has no other possible reality. Then he, like the white enemy with whom he will be locked one day in mortal struggle, has no means save this of *asserting his identity*. This is why Bigger’s murder of Mary can be referred to as ‚act of creation‘ and why, once this murder has been committed, he can feel for the first time that *he is living fully and deeply as a man was meant to live*.“ (Baldwin 1998 [1951]: 29; Hervorhebung I. J.)

„Identität“ wird hier thematisiert im Sinne von „seine Identität behaupten“ (auch: geltend machen, verteidigen, durchsetzen). Diese „Behauptung von Identität“ erfolgt in Bezug zu dem Bild, das in einer rassistischen Kultur von ihm gemacht wird: der Schwarze Mann als Vergewaltiger und Mörder der Weißen Frau. Die Rede von Identität bedingt die Selbstüberprüfung im Verhältnis zu den rassistischen Normen: „Seine Identität behaupten“ bedeutet, diesen zugewiesenen Platz, die soziale

listische, rassistische Ausbeutung Schwarzer“ zur Zielsetzung politischen Engagements machen.

Position in einer hierarchisch strukturierten Ordnung anzunehmen. „Life has no other possible reality“, schreibt Baldwin. Auch aus diesem Grund ist diese Identität für den Schwarzen (Mann) *unausweichlich* – das Prädikat, mit dem die „Frage der Identität“ oft bedacht wird: Diese Zuschreibung erfordert, sich zu der rassistischen Ordnung ins Verhältnis zu setzen.⁹⁵ Baldwins Darstellung legt aber auch die Lesart nahe, dass „Leben“ aus der Übereinstimmung mit jenem zugeschriebenen Bild in der symbolischen Ordnung gewonnen wird: daraus, mit dem zugewiesenen Platz in der symbolischen und sozialen Ordnung identisch zu werden – wenn es auch bedeutet, jene Figur des „Negro“ mit Leben zu füllen, die ihm die amerikanische Mythologie zuschreibt. Das gilt im Übrigen auch für den Weißen (Mann), was der Nebensatz impliziert: „Then he, like the white enemy with whom he will be locked one day in mortal struggle, has no means save this of asserting his identity.“ Fanon hat dies als die Notwendigkeit ausgemacht, sich in Bezug zum Weißen Blick als objektiven Blick, in Bezug zur „manichäischen Weltsicht“ zu situieren.

Die Bildung der Schwarzen Community wird dabei zur Strategie des „Überlebens“:

„[...] this dimension being the relationship that Negroes bear to one another, that depth of involvement and unspoken recognition of *shared experience which creates a way of life*. [...] a tradition expresses, after all, nothing more than the long and painful experience of a people, it comes out of the battle waged to maintain their integrity or, to put it more simply, out of their *struggle to survive*.“ (Baldwin 1998 [1951]: 27 f.; Hervorhebung I. J.)

Mit „Leben“ erfüllt ist dieser Zusammenhang in Baldwins Darstellung aufgrund einer Geschichte, aufgrund einer historischen Kontinuität, der Kontinuität von Vergangenheit und Gegenwart, von Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart: „Negro life as a continuing and complex group reality“ (ebd.: 30). Als solcher ist er „lebensstiftend“ auch für den sozialen Akteur, indem er in diese Kontinuität eingeschrieben ist, also Kontinuität zwischen dem sozialen Akteur und einem kollektiven Zusammenhang hergestellt wird.⁹⁶ Auch Turner begründet die Herstellung

95 Einige Zeilen weiter wird dieser Akt der Situierung in Bezug zur symbolischen Ordnung beschrieben: „[...] no Negro finally, who has not had to make his own precarious adjustment to the ‚nigger‘ who surrounds him and to the ‚nigger‘ in himself“ (ebd.).

96 Carmichael/Hamilton machen einen Unterschied zwischen der Verteidigung von Interessen durch Weiße einerseits, indem sie eine Einheit bilden zum Ausschluss von Schwarzen („white power structure“ als „monolithic structure“, „whites tend to view their interests in a particularly united, solidified way, when confronted with blacks making demands

von „new identity“ mit einem „Kampf um ethnisches Überleben“, während auf Erikson rekurriert wird (1973 [1969]: 240 ff.). Mit der Problematisierung von „new consciousness“ und „identity“, von „self-identity“ und „self-determination“ von AfroamerikanerInnen (Carmichael/Hamilton 1969 [1967]: 49 ff.), wird offenbar auch eine Strategie gegen das, was von Foucault als Wirkungsweise der Biomacht beschrieben worden war, eingesetzt. Wenn durch Biopolitik soziale Beziehungen als biologische hergestellt werden, und der „Einschnitt zwischen dem, was leben muß und dem, was sterben muß“ (Foucault 1992 [1976]: 55), gemacht wird, ist Schaffung von „Leben“ in der Gemeinschaft, in der Kontinuität einer gemeinschaftlichen Geschichte, eine Form des Überlebens.⁹⁷ Als solche wird sie gegen die „Tötungsfunktion“ des Staats, die sich auf Biomacht und Rassismus stützt, eingesetzt.

Allerdings wird im Kontext der Black Power Bewegung die Problematisierung von Rassismus als „unausweichliche Frage der Identität“, die an eine „Natur“ rückgebunden wird, auch in Frage gestellt. So kritisiert z. B. Audre Lorde in ihrem ironischen Gedicht „Naturally“ die Vorstellung von der „Natur“ oder „Natürlichkeit“ der ungeglätteten Haare („naturally“) von Menschen afrikanischer Herkunft, die z. B. in dem Slogan „Black is beautiful“ im Rahmen der Black Power Bewegung zur Politik gemacht wurde. Dem setzt Lorde die Notwendigkeit einer materialistisch argumentierenden politischen Praxis entgegen (Lorde 1970: 18). Ähnlich argumentiert Boggs, welche die politischen Praxen der Black Power Bewegung seit 1967 als Reduktion der Auseinandersetzung

which are seen as threatening to vested interests“; 1969 [1967]: 23). Demgegenüber steht andererseits die Herstellung einer Gemeinschaft von Schwarzen: „It is a growing sense of community. It is a growing realization that black Americans have a common bond not only among themselves but with their African brothers“ (ebd.: 52). Wenn die „Echtheit“ dieses Zusammenhangs betont wird, so um der Auffassung entgegenzusteuern, der kollektive Zusammenhang von AfroamerikanerInnen sei nur ein Substitut, eine Kopie des Originals des gesamtgesellschaftlichen Kollektivs, das als Weiße Mehrheitsgesellschaft ausgemacht worden war: „Black communities are the only large segments of this society where people refer to each other as brother – soul-brother, soul-sister. Some people may look upon this as *ersatz*, as make-believe, but it is not that. It is real.“ (Ebd., Hervorhebung i. O.).

97 Carmichael/Hamilton formulieren diesen Anspruch folgendermaßen: „Black people in the United States must raise hard questions, questions which challenge the very nature of society itself: its long-standing values, beliefs and institutions. To do this, we must redefine ourselves. Our basic need is to reclaim our history and our identity from what must be called cultural terrorism, from the depredation of self-justifying white guilt.“ (1969 [1967]: 49.).

auf Fragen der Identität bewertet. Dies wird als Reduktion des Machtbegriffs in Frage gestellt. Dem Bemühen, eine Einheit herzustellen, hält Boggs die Notwendigkeit entgegen, sich mit den Klassendifferenzen innerhalb der Black Power Bewegung auseinanderzusetzen. Boggs thematisiert „Spaltungen“ nicht als etwas, das überwunden werden muss, sondern sie stellen für sie vielmehr ein „Zeichen der wachsenden Reife und Suche nach politischer Klarheit einer Bewegung“ dar.⁹⁸ Nicht zuletzt Fanon hatte die Möglichkeit der Identität zwischen politischen Führern und Masse, zwischen Menschen afrikanischer Herkunft unabhängig von ihrer historischen und geopolitischen Verortung als Naturalisierung von Rassenkonstruktionen durch europäischen Kolonialismus zurückgewiesen.

Die Diskursivierung von Identität als „unausweichliche Frage“ wird auf diese Weise auch im Kontext sozialer Bewegungen hervorgebracht, indem Identität als „Leben“ oder „Natur“ entworfen wird. Der Entwurf von Identität als Einheit des Kollektivs im Rahmen der Black Power Bewegung, das die soziale Akteurin mit „Leben“ ausstattet, trägt so zur Formierung der diskurstragenden Kategorie „Einheit“ bei. Diese ist strukturiert durch den Gegensatz von „Einheit“ gegen „Krise“, der im Kontext der Black Power Bewegung um den Gegensatz von „Einheit“/„Identität“ versus „Spaltung“/„Entfremdung“ erweitert wird. Allerdings zeigen die Einwände von Schwarzen Aktivistinnen wie Boggs, dass diese Problematisierung von Rassismus als Herrschaftsverhältnis im Zeichen von Identität und Einheit des kollektiven Zusammenhangs auch hinterfragt war.

Die Paradoxie der Rede von Identität

Wenn AktivistInnen und AutorInnen der sozialen Bewegungen Kritik an vorherrschenden Normen und ihren hierarchisierenden Wirkungen äußern, tragen sie gleichermaßen zur Verbreitung von Normen in der Rede von Identität bei. Dabei werden die normierenden Wirkungen reproduziert. Die Unterwerfung unter verschiedene Normen produziert paradoxe Effekte: Die Kritik an Objektivierung kann zum Selbstentwurf im Sinne dieser Objektivierung führen oder zur Objektivierung anderer: beide Male wird so ein Subjektstatus erlangt.

Zunächst liefern AutorInnen der sozialen Bewegungen eine Analyse von Normen als einer spezifischen Form der Reproduktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen: sie strukturieren soziale Verhältnisse ent-

98 „These splits are actually a healthy development and a sign of a movement’s growing maturity and search for political clarity rather than a cause for demoralization“ (Boggs 1970: 214).

sprechend von ökonomisch begründeten sozialstrukturellen Unterschieden – aber auch unabhängig davon und über diese hinausgehend. In der Rede von Identität wird die Reproduktion von Normen durch die Bestimmung spezifischer Positionen im Verhältnis zu einer Norm analysiert: als symbolische Positionen, die sozial strukturierend und sozial strukturiert sind. D. h. das Verhältnis zu einer Norm definiert auch eine Position in einem hierarchisch strukturierten sozialen Raum.

Wenn in diesem Zusammenhang, die „Frage der Identität“ als „unausweichlich“ hervorgebracht wird, dann macht die vorangehende Analyse deutlich, dass sie nur für diejenigen zur „Notwendigkeit“ wird, die im Verhältnis zu einer Norm objektiviert sind. Die „Suche nach Identität“ ist das Verlangen und der Anspruch auf eine Position „Identität haben“ derjenigen sozialen AkteurInnen, die den Anforderungen einer legitimen Norm nicht (vollständig) entsprechen. Soziale Normen werden auf diese Weise durchgesetzt, indem soziale AkteurInnen sich mit der „Suche nach Identität“ einer ständigen (Selbst-)Überprüfung in Bezug auf allgemein anerkannte Normen unterziehen.

Die vorangehende Analyse der sozialen Bewegungsdiskurse zeigt die Paradoxien der Rede von Identität auch aufgrund der mehrfachen Unterwerfung sozialer Akteurinnen und Akteure unter Normen. Das hat zum Effekt, dass mit der Einforderung von Anerkennung und Gleichstellung in der Rede von Identität – was in dieser Arbeit als Verlangen nach der Position „Identität haben“ analysiert wird – normierende Wirkungen in Bezug zu einer anderen Norm einhergehen können. Da auch in sozialen Bewegungen in der Rede von Identität Normen hervorgebracht werden, sind damit normierende Wirkungen verbunden. D. h. die Instituierung einer Norm, indem jene markiert werden, die von ihr abweichen, verschafft anderen den begehrten Status des „autonomen Subjekts“. In der vorangehenden Textanalyse wurde herausgearbeitet, wie z. B. Friedans Anspruch auf den Status des Menschen für die „Frau“ in der Forderung nach Identität mit der Hervorbringung von Normen des Fortschritts und der Leistungsorientierung einhergeht. Normierende Wirkungen manifestieren sich in der Markierung von sogenannten „Primitiven“, wodurch die eigene Position als „fortschrittlich“ begründet wird. Ein anderes Beispiel war die Objektivierung von Frauen im Sinne von „Jugend“, die dem Gebot der Leistungsorientierung nicht nachkommt. Auf diese Weise werden Normen über die allgemeine Definition der ‚Frau‘ hervorgebracht, die eine hierarchische Strukturierung von Frauen gemäß dieser Normen bedingen. Bei Baldwin und anderen Autoren der Black Power Bewegung war gezeigt worden, auf welche Weise der Anspruch auf den Status des Menschen in der Objektivierung der Schwarzen ‚Frau‘ fundiert wird. Es war analysiert worden, wie in der Rede von

Identität Normen des Androzentrismus, der Heterosexualität und der Zweigeschlechtlichkeit instituiert werden, welche die Figur des ‚Schwarzen‘ definieren und die hierarchische Strukturierung von Afro-amerikanerInnen entsprechend dieser Normen bedingt.

Normalisierung bedingt die Vereinheitlichung sozialer AkteurInnen und *gleichzeitig* ihre hierarchische Strukturierung: *erstens* durch Ausschluss derjenigen, die nicht mit Bürgerrechten ausgestattet sind, was in dieser Arbeit als Bedingung der Schwelle der Epistemologisierung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ analysiert wurde, auf der die Definition des Staatsbürgers erfolgt. *Zweitens* bedeutet Normalisierung die Vervielfältigung und Verbreitung von Normen, die jeweils mit normierenden Wirkungen einhergehen. Es erfolgt eine Vervielfältigung der Qualifizierung derjenigen Individuen, die nunmehr über Bürgerrechte verfügen, durch die Einteilung in Personenkategorien und die Hierarchisierung entsprechend der Normen, die mit ihrer Definition hervorgebracht werden.

6.3 Resümee

Der Begriff Identität kam im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg in den Vereinigten Staaten in wissenschaftlichen Feldern wie im Zusammenhang der sich herausbildenden Bürgerrechtsbewegung in Gebrauch. Für seine Verbreitung ist diese mehrfache Bedingtheit konstitutiv. Von Erik H. Erikson wurde er in die Form von Identitätsmodellen gebracht, die auch heute für das Verständnis von Identität bestimmend sind: das Modell personaler und das Modell kollektiver Identität sowie das Modell der Identitätsentwicklung. Diese Konzeption von Identität entsteht im Zusammenhang der sogenannten „national-character studies“, einem interdisziplinären wissenschaftlichen Feld von AnthropologInnen, PsychologInnen, PolitikwissenschaftlerInnen und SoziologInnen, in dem auch Erikson seinen Beitrag leistete. Der Begriff der Identität wird zu einem Zeitpunkt entworfen, als disziplinäre Grenzen nach der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen wieder durchlässiger werden, was sich auch in der Schaffung eines interdisziplinären Feldes wie den „national-character studies“ manifestiert. Institutionalisiert ist dieses Feld in von der Regierung einberufenen Ausschüssen zur Untersuchung von Nationalcharakteren. Der Entwurf sozialwissenschaftlicher Identitätsmodelle wird in dieser Arbeit im Zusammenhang mit der Definition der Begriffe „national character“, „gender role“ und „Jugend“ analysiert. Die Diskursivierung der „Frage der Identität“ wird so auf die Entstehung wissenschaftlicher Felder zur Untersuchung von Personen-

kategorien des Nationalcharakters, der Geschlechtsrolle und der Jugend zurückgeführt. Kennzeichnend für den Begriff des Nationalcharakters wie der Geschlechtsrolle ist deren Begründung in der Erziehung im Unterschied zu Angeborenheit. Man begründete die Wissenschaftlichkeit dieser Konzepte darin, dass Geschlecht und Nationalcharakter erlernt würden im Unterschied zu biologisch begründeten Theorien und anderen „Vererbungslehren“. Als Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ wurde in dieser Arbeit der Entwurf von Identitätsmodellen im Zusammenhang mit der Definition von Personenkategorien in wissenschaftlichen Feldern festgelegt. Auf diese Weise wurden wissenschaftliche Normen darüber aufgestellt, was diese ausmache, wobei die Textanalyse zeigte, dass gesellschaftlich vorherrschende Normen in wissenschaftlich begründete Normen undefiniert wurden.

Gleichzeitig wurde der Begriff Identität von James Baldwin aufgegriffen, um Rassismus in den USA zu problematisieren. Auch Baldwins Gebrauch des Identitätsbegriffs ist entsprechend des hier rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit. Baldwins Thematisierung von Identität im Sinne von nationaler Identität ist im Sinne dieses Diskurses, insofern kollektive Identifizierung als Voraussetzung für die soziale Existenz sozialer AkteurInnen problematisiert wird. Im Sinne des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ ist außerdem die Anwendung des Identitätsbegriffs auf sozialpolitische Themen. In den sich formierenden sozialen Bewegungen in den USA greift man auf das Konzept der Identität zurück, um Rassismus und Sexismus in Frage zu stellen und später auch zu untersuchen. In der Bürgerrechtsbewegung und im Black Power Movement bezieht man sich explizit auf die Dekolonisationsbewegungen, besonders auf Frantz Fanon. Eine These dieser Arbeit ist, dass Dekolonisation und soziale Bewegungen in westlichen Industrienationen die Problematisierung von Normen in ihrer Machtförmigkeit ermöglichten. Sowohl Fanon als auch andere AutorInnen aus den sozialen Bewegungen brachten die Kritik an Rassismus und Sexismus auf eine Forderung nach dem Status des Menschen für AfrikanerInnen und andere rassistisch Diskriminierte sowie für Frauen. Die Thematisierung des Menschen in Dekolonisation und sozialen Bewegungen erfolgt, nachdem mit der Gründung der UNO 1945 und der Menschenrechtserklärung 1948 der „Mensch“ auf weltpolitischer Ebene (erneut) ins Recht gesetzt worden war. In den Texten von Autoren und Autorinnen sozialer Bewegungen verbindet sich Rede von Identität mit der Rede vom Menschen: die Analyse, den Status des Menschen abgesprochen bekommen zu haben, wird als Forderung nach Identität formu-

liert. Die Problematisierung von Identität als sozialpsychologischem Begriff ermöglichte es zudem, die Forderung nach Anerkennung und Gleichberechtigung wissenschaftlich zu begründen. Kennzeichnend für die Rede von Identität ist dabei, dass die Bedeutung von Wissenschaftlichkeit stets von Konnotationen begleitet ist, die über die analytische Dimension hinausgehen. Die Problematisierung von Identität ruft stets auch eine ethische Dimension auf, die in dieser Arbeit auf die zeitgleiche Problematisierung des Menschen im Zuge der Menschenrechtserklärung zurückgeführt wird.

Außerdem wird mit dem Gebrauch des Identitätsbegriffs als analytischem Begriff, der in Zusammenhang mit den Begriffen von Nationalcharakter und Geschlechtsrolle entsteht und später in die Begriffe von Geschlechtsidentität und „racial identity“ eingeht, die Möglichkeit impliziert, wissenschaftlich bestimmen zu können, was den Menschen ausmache, indem er entsprechend dieser Personenkategorien untersucht wird. Nicht zuletzt mit Eriksons Definition von Identität als „psychosoziale Vitalität“, als schwer bestimmbare und „dunkle“ Größe, sowie der Problematisierung von Identität als „Leben“ sozialer AkteurInnen im Rahmen sozialer Bewegungen werden Bedeutungen produziert, die sich analytischer Bestimmbarkeit entziehen. Der Begriff Identität wird als analytischer Begriff thematisiert, ist aber dadurch gekennzeichnet, dass sein Gebrauch darüber hinaus Bedeutungen wie „Wesen“ oder „Seele“ und religiös-metaphysische Konnotationen transportiert.

Die Analyse von Texten aus den wissenschaftlichen Feldern der „national-character studies“, sexualwissenschaftlichen Untersuchungen an Intersexuellen, sozialwissenschaftlichen Untersuchungen über die „Jugend“ in Zusammenhang mit Eriksons Identitätstheorie führt zu der These, dass die Rede von Identität eine Problematisierungsweise sozialer Ordnung darstellt. Es wurden Normen der Fortschritts- und Leistungsorientierung, Norm der Zweigeschlechtlichkeit, Heteronormativität, Androzentrismus und Weiße Normativität analysiert. In diesen Diskursfragmenten wird zum Großteil ein Spezialdiskurs hervorgebracht, bis auf Goodmans Text, der an der Hervorbringung des Interdiskurses teilhat. Während für diese Texte die These aufgestellt wurde, dass darin die Problematisierung sozialer Ordnung stattfindet, ist bezüglich der analysierten Texte aus dem Kontext sozialer Bewegungen geschlussfolgert worden, dass darin die Funktion von Normen problematisiert wird, Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu begründen. Auch in diesen Texten wird sowohl ein Interdiskurs hervorgebracht als auch ein Spezialdiskurs eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“. Die Diskurse der Bürgerrechtsbewegung, Black Power Bewegung und Frauenbewegungen werden hier als spezifische Diskurse analysiert,

die zur Formierung des Interdiskurses beitragen, aber nicht ganz in ihm aufgehen.

Ein spezifischer Frauenbewegungsdiskurs wurde in den Texten Friedans, Oakleys, und von Autorinnen der Zeitschrift *Freedomways*: Richardson (1962), Wright (1966), Marshall (1966), rekonstruiert. Auch einige der Aufsätze, die in der von Cade Bambarra herausgegebenen Anthologie 1970 erschienen sind, tragen zur Formierung eines Frauenbewegungsdiskurses bei. Daraus wurden hier die Texte von Robinson and Group, Beale, Lindsey und Cade analysiert. In diesen Texten werden die Situation von Frauen und Geschlechterverhältnisse problematisiert und zum Politikum gemacht. In den Texten der Schwarzen Aktivistinnen werden sie im Verhältnis zu Rassismuserfahrungen thematisiert und findet teilweise eine Auseinandersetzung mit Weißen Frauen und deren Anspruch auf Überlegenheit statt. Mit Oakleys und Beales Text wird zudem ein Spezialdiskurs hergestellt. Einen spezifischen Diskurs der Bürgerrechtsbewegung von dem des Black Power Movements eindeutig zu unterscheiden, möchte ich hier nicht unternehmen. Allerdings können die Texte von Carmichael/Hamilton (1967) und die in der von Ladner (1973) herausgegebenen Anthologie wegen ihrer programmatischen Aussagen dem Black Power Movement zugeordnet werden.⁹⁹ Die Texte aus der Zeitschrift *Freedomways*,¹⁰⁰ die Texte von Baldwin, einschließlich der Diskussion von Baldwin und Mead (1971), sowie die Texte von Lorde, Boggs und Jones and Group aus Cade Bambarras Anthologie (1970) werden einem sozialen Bewegungsdiskurs der Bürgerrechtsbewegung, bzw. Black Power Movement, zugeordnet. Zusätzlich zu dem sozialen Bewegungsdiskurs wird in den sozialwissenschaftlichen Texten, die in den Zeitschriften *American Journal of Sociology*, *Social Problems*, dem *Unesco International Social Science Bulletin* veröffentlicht wurden, ein Spezialdiskurs hervorgebracht.¹⁰¹ Auch manche der Artikel aus *Freedomways* tragen zur Formierung eines Spezialdiskurses bei, wie der historische Artikel von Katz (1962). Schließlich zählen auch die Texte aus dem von Ladner herausgegebenen Band (1973) zu einem Spezialdiskurs, da explizit eine Wissenschaftskritik formuliert wird.

99 Es wurden die Texte von Alkalimat, Turner, Walters, Cross, Jones, Ellison, Blauner/Wellman, Bracey/Meier/Rudwick, Murray, Staples, Forsythe, Ladner, Wilhelm und Frazier analysiert.

100 Dazu zählen die Texte von Richardson (1962), Katz (1962), Gordon (1962), Crocket (1965), O'Dell (1966), Wright (1966), Marshall (1966), Strong (1967), Jones (1968), Du Bois (1968 [1957]).

101 Dazu zählen Metzger (1971), McCarthy/Yancey (1971), Wagley (1957), Walker (1957), St. Clair Drake (1957), Glenn (1966), Blauner (1969), Warren (1969).

Währenddessen tragen der Kerner Report (1968) und Caplan/Paige (1968) zur Ausbildung eines Spezialdiskurses bei, ohne dass gleichzeitig ein Bewegungsdiskurs hervorgebracht wird. Die Verbreitung der Rede von Identität lässt sich aus dem Zusammenwirken von Spezialdiskursen und sozialen Bewegungsdiskursen erklären, die die Formierung des Interdiskurses bedingen.

Diese Rede von Identität wird als ein *sozialwissenschaftlicher* Diskurs analysiert, da sozialpolitische Fragestellungen auf diese Weise thematisiert wurden. Problematisiert wird die Herstellung sozialer Ordnung. Die Rede von Identität wurde im Zusammenhang mit der Herausbildung wissenschaftlicher Felder zur Untersuchung des Menschen entsprechend von Personenkategorien vorgebracht. Kennzeichnend ist dabei, dass der Begriff Identität zu einem Zeitpunkt entwickelt wurde, als die Grenzen zwischen den sozialwissenschaftlichen Disziplinen durchlässiger wurden, nachdem sie als solche institutionalisiert worden waren. Modelle, die ursprünglich nicht in einer sozialwissenschaftlichen Disziplin entworfen wurden wie Geschlechtsrolle, werden in den Sozialwissenschaften aufgegriffen und werden zu einem wichtigen Konzept. Ähnliches kann für den Identitätsbegriff festgestellt werden, für dessen Entwicklung Interdisziplinarität konstitutiv war. Er wurde von Erikson entworfen, indem psychoanalytische Konzepte im Gebiet der „national-character studies“ auch für die Beschreibung sozialer Phänomene angewendet wurden. Auch der Identitätsbegriff wurde daraufhin in den Sozialwissenschaften aufgegriffen.

Als *Schwelle der Wissenschaftlichkeit* wird analysiert, dass der Diskurs vom „autonomen Subjekt“ in Form von Personenkategorien und Identitätsmodellen im Zusammenhang mit der Entstehung von „national-character studies“, sexualwissenschaftlichen Untersuchungen an Hermaphroditen und sozialwissenschaftlichen Untersuchungen über die „Jugend“ als wissenschaftlichen Feldern hervorgebracht wird. In Kapitel 5 war herausgearbeitet worden, wie gesellschaftlich vorherrschende Normen als wissenschaftlich begründete und begründbare Normen diskursiviert wurden, indem sie in die Form wissenschaftlicher Modelle gebracht wurden. Als kennzeichnend für die Schwelle der Wissenschaftlichkeit war die Verknüpfung allgemein anerkannter Normen mit Wissenschaftlichkeit, indem sie an „Natur“ rückgebunden werden, ausgemacht worden. Auf diese Weise werden allgemein anerkannte gesellschaftliche Normen sozialen AkteurInnen zur „Natur“ gemacht. Entwicklung wird zur stufenweise erfolgenden Verinnerlichung gesellschaftlich vorherrschender Normen im Modell der Identitätsentwicklung, wodurch sie normativ werden. Die These, dass Geschlechtsrollen erlernt seien, die bei der Prägung dieses Modells im Zuge der sexualwissen-

schaftlichen Untersuchungen an Hermaphroditen bestimmend war, wird zur wissenschaftlich begründeten Anforderung, Zweigeschlechtlichkeit im Verhalten herzustellen. Die These, dass die „Jugend“ zur Instanz wird, die gesellschaftliche Ordnung repräsentiert, verbindet „national-character studies“ mit Eriksons Identitätstheorie, mit zivilisationskritischen Arbeiten und solchen, die in nonkonformen Verhaltensweisen eine Bedrohung gesellschaftlicher Ordnung ausmachten. Allen gemeinsam ist dabei, dass eine Norm des Fortschritts der „Jugend“ zum Charakteristikum gemacht wird, unabhängig davon, wie Fortschritt definiert wird. Im Zuge der Entwicklung von wissenschaftlichen Modellen und Personenkategorien als analytischen Kategorien werden Normen über ihre Beschaffenheit hervorgebracht. Während soziale AkteurInnen zu Personenkategorien zusammengefasst werden, wird ihnen eine „Natur“ gemäß allgemein anerkannten Normen definiert. Mit dem Entwurf von Personenkategorien und dem Modell der Identitätsentwicklung werden gesellschaftlich vorherrschende Normen normativ: zur Anweisung an soziale AkteurInnen, sie zu verkörpern.

In dem rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurs wird die *Figur des „autonomen Subjekts“* auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit durch einen Mechanismus „normierender Wirkungen“ hergestellt, die in der Rede von Identität produziert werden. Ein Effekt normierender Wirkungen ist die hierarchische Strukturierung sozialer AkteurInnen in Bezug zu einer allgemein anerkannten Norm. Die Verbreitung und Durchsetzung von Normen erfolgt durch die Klassifizierung sozialer Akteurinnen und Akteure zu Personenkategorien entsprechend der Übereinstimmung mit den Anforderungen bestimmter Normen. Soziale AkteurInnen, die diesen Anforderungen (weitgehend) entsprechen, sowie die betreffende Norm werden unsichtbar, während jene, die von ihnen abweichen, durch die Klassifizierung sichtbar gemacht werden. Das „autonome Subjekt“ wird durch die Übereinstimmung einer sozialen Akteurin oder eines sozialen Akteurs mit den Anforderungen allgemein anerkannter Normen hergestellt, indem sowohl die betreffende Norm als auch die Unterwerfung unter diese unsichtbar wird. An Eriksons Identitätstheorie, die zur Formierung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ beiträgt, wurde untersucht, wie diese hierarchische Strukturierung hergestellt wird. Es wurde aufgezeigt, wie in der Rede von Identität die Hervorbringung eines sozialen Akteurs als „autonomem Subjekt“ mit der Klassifizierung anderer sozialer AkteurInnen einhergeht, die so, als Abhängige von einer Norm, die sie nicht (vollständig) verkörpern, diese erst sichtbar machen.

Ein weiteres Ergebnis ist die These, dass auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autono-

men Subjekt“ soziale Differenzen als integrierte Differenzen hervorgebracht werden, indem sie in die Form von Identitätsmodellen und Personenkategorien gebracht werden. An Eriksons Identitätstheorie wurde herausgearbeitet, wie soziale Ungleichheiten mit dem Modell der Identitätsentwicklung auf den Begriff der Entwicklung und darüber hinaus der Differenz von „negativer“ und „positiver“ Identität gebracht werden. Im Unterschied dazu wurde für die Schwelle der Epistemologisierung an Meads Theorie des Selbst aufgezeigt, wie soziale Differenzen ausgeklammert werden, indem die „Frau“ und sogenannte „Primitive“ die Grenze zwischen Mensch und Tier markieren. Mit dem Entwurf von Identitätstheorien ist die Problematisierung sozialer Ungleichheit im Sinne einer Differenz zwischen Mensch und Tier, d. h. Nichtmensch, nicht mehr akzeptabel. In der Rede von Identität findet eine Transformation sozialer Ungleichheit in einen Unterschied der Identitätsentwicklung statt. Während auf der Schwelle der Epistemologisierung in dem sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ der Staatsbürger hervorgebracht wird, erfolgt auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit mit der Definition von Personenkategorien und Stufen der Identitätsentwicklung seine Einteilung in qualitative Unterschiede in einer Rangordnung.

Daraus wurde die These abgeleitet, dass die Rede von Identität hierarchisch strukturierend ist. Anders als Links Normalismustheorie nahe legt, impliziert die Analyse sozialer Bewegungsdiskurse das Fortbestehen qualitativer Unterscheidungen zwischen sozialen AkteurInnen und sozialen Gruppen. Allerdings sind Ausschlüsse aufgrund qualitativer Differenzen zu diesem Zeitpunkt nicht mehr akzeptabel. In der Rede von Identität erfolgt so eine Umdefinition qualitativer Unterscheidungen in quantitative, die auf einem Spektrum angeordnet sind: die Umwandlung sozialstruktureller Ungleichheit in einen Unterschied der Entwicklung in der Rede von Identität.

Wenn die Rede von Identität eine Problematisierungsweise sozialer Ordnung darstellt, unterziehen sich soziale AkteurInnen auf diese Weise einer (Selbst-)Überprüfung in Bezug zu allgemein anerkannten Normen. In den wissenschaftlichen Feldern der „national-character studies“, den sexualwissenschaftlichen Untersuchungen an Hermaphroditen und den sozialwissenschaftlichen Untersuchungen über die „Jugend“ wird die „Frage der Identität“ wissenschaftlich begründet. In diesen Feldern werden die Standards definiert, an denen sich soziale AkteurInnen in ihren Selbstbefragungen ausrichten. Nicht zuletzt wird die „Frage der Identität“ „unausweichlich“, da sie sowohl im Interdiskurs als auch in Spezialdiskursen, in sozialen Bewegungen, populärwissenschaftlicher Literatur sowie in wissenschaftlichen Abhandlungen hervorgebracht wird.

Auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ organisieren die diskurstragenden Kategorien in sozialen Bewegungsdiskursen die Kritik an vorherrschenden Normen. Die diskurstragende Kategorie „Normen“ organisiert mit der Schaffung von Personenkategorien und dem Entwurf von (sozial-)wissenschaftlichen Theorien in wissenschaftlichen Feldern den hier rekonstruierten Diskurs. Sie wird auch in sozialen Bewegungsdiskursen hervorgebracht, die ihrerseits zur Formierung von Spezialdiskursen und dem Interdiskurs beitragen. Die diskurstragenden Kategorien „Geschlecht“ und „Entwicklung“ strukturieren auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit mit der Hervorbringung von Identitätsmodellen und Personenkategorien die Rede von Identität im Sinne von integrierten Differenzen. In sozialen Bewegungsdiskursen werden „Normen“, „Geschlecht“ und „Entwicklung“ zum Moment politischer Artikulation. Die Problematisierung von Identität ermöglicht auf diese Weise die Kritik an der vorherrschenden sozialen Ordnung. Da die Rede von Identität auch in sozialen Bewegungen ein Effekt von Normalisierung ist, tragen soziale Bewegungsdiskurse ebenfalls zur Normalisierung bei, d. h. es erfolgt eine Vervielfältigung von Normen und der damit einhergehenden Machtwirkungen. Die diskurstragende Kategorie „Einheit“ strukturiert insofern die Rede von Identität in sozialen Bewegungen, als Einheit zwischen national definierter Gesellschaft und sozialen Gruppen wie sozialen AkteurInnen als problematisch herausgestellt wird. Indem man allerdings Selbstdefinitionen entsprechend von Personenkategorien als Minderheit, und damit im Modus der Nation, schafft, und die Anweisung, diese zu verkörpern, realisiert, wird die problematisierte „Einheit“ auch reproduziert. Die Anforderung der Übereinstimmung sozialer AkteurInnen mit einem Platz in der symbolischen Ordnung wird in der Rede von Identität so wiederholt. Auch die Vorstellung von Einheit zwischen Einzelnen und einem Kollektiv der sozialen Gruppe wird dadurch auch in sozialen Bewegungsdiskursen hervorgebracht. Mit der Vervielfältigung wird die Rede von Identität normativ: als Notwendigkeit, sich über eine „eigene Natur“ zu verständigen, sich zu einer „eigenen Natur“ ins Verhältnis zu setzen, eine „Natur“ zur „eigenen“ zu machen.

